Die neue Sündfluth.

Vierter Band.

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Julius Rodenberg.

Vierter Band.

Berlin,
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1865.

Sechstes Buch.

Viertes Capitel.

In welchem das Medaillon sich öffnet.

Die Märzsonne schimmerte durch das Fenster und füllte mit ihrer sanften Frühlingswärme das Zimmer, in welchem Lady Elliott saß.

Lady Elliott war von ihrer schweren und langwierigen Krankheit wieder erstanden. Sie hatte seit einer Woche das Lager verlassen. Sie war genesen — soweit man von einer solchen Krankheit genesen kann. Die lassen den Todeskeim in der Seele zurück. Blumen, im Sturme geknickt, blühen nicht wieder. Sie duften noch eine Weile. Dann sterben sie.

Ein dumpfes, schweres Gefühl war in ihrem Hirne zurückgeblieben, als ob sie eine weite Reise gemacht, Tag und Nacht und immer unterwegs gewesen sei. Aber nun war ihr, als kehre sie wieder heim, als ob das Ziel sich nahe, als ob sie die Heimat bald sehen solle. Ihr Herz war ruhiger geworden, es hatte sich in den langen Fiebernächten ausgetobt; es schlug jetzt wieder, wie Herzen schlagen, bevor sie angefangen, oder nachdem sie aufgehört haben, zu hoffen.

Doch that das goldene Sonnenlicht ihr wohl. Die Krankheit hatte sie von dem aufgehäuften Stoff der Leidenschaftlichkeit, von diesem inneren Seelenbrande befreit, welcher wochen- und monatelang unaufhörlich an ihr und zuletzt immer heftiger genagt hatte. Sie war jetzt in einem gewissen Sinne wie neugeboren, und wenn es nicht um jenen Druck gewesen wäre, den sie doch immer wieder an einer bestimmten Stelle ihres Kopfes empfand, sie würde sich leichter und freier gefühlt haben, als je. Es war etwas Sengendes in der Empfindung, die sie am Kopfe hatte, als ob ein Feuer darunter glimme, welches fortwährend an den Wurzeln der Haare arbeite, bis in die Spitzen. Das erinnerte sie, daß das neue Leben, welches ihr geworden, wol nicht mehr von langer Dauer sein werde. Aber sie nahm es dankbar hin, und dankbar wie ein Geschenk nahm sie auch den Sonnenschein, der durch die Fenster in das Zimmer quoll, die Blumen und Pflanzen, die sie darin hielt und sie selber mit seiner jungen Kraft emporrichtend.

Lady Elliott saß, sorgsam gekleidet und verhüllt, in einem wohlgepolsterten Lehnstuhl. Ueber dem langen, grauen Gewand trug sie noch einen schützenden Ueberwurf von Violett, und auch die enganschließende Sammethaube trug sie wieder. Diese war ihr jetzt, wegen ihres Kopfleidens, besonders angenehm und sie trennte sich gar nicht mehr davon.

Ihr gegenüber, zeichnend am Tische, saß Charles. „Charlemagne“ nannte ihn jetzt Niemand mehr; „mon petit Charles“ nannte ihn Lady Elliott, „mein kleiner Charles“.

Milder gegen die Vergangenheit, milder gegen die Welt und sich selber, war Lady Elliott auch wieder milder gegen den Knaben geworden, den das Schicksal ihren Händen anvertraut, obgleich seine Züge sie beständig und immer deutlicher an den unglücklichsten und erniedrigendsten Theil ihres Lebens und an den Mann erinnerten, der sie unglücklich gemacht und erniedrigt hatte.

Aber sie lernte ihre Pflicht unter schweren Kämpfen üben. Die Seele dieses Knaben zog sie an, sein Aeußeres stieß sie heftig ab. Sie wollte sich zwingen, ihn zu lieben, wie sie ihr eigenes Kind geliebt haben würde, aber das war ihr nicht mehr möglich, seitdem sie krank gewesen und von ihrer Krankheit wieder genesen war. Es kostete sie Ueberwindung, den Knaben zu sehen; um ihm nicht Unrecht zu thun, mußte sie ihn sprechen hören.

„Mon petit Charles,“ sagte sie, „mein kleiner Charles, was zeichnest Du da?“

„Ein Schiff, Madame, und die See,“ sagte der Knabe, indem er aufsprang, um ihr das Blatt zu zeigen.

Es war merkwürdig, wie der Knabe die Veränderung fühlte, welche in Lady Elliott's Gesinnung gegen ihn vorgegangen. Während ihrer langen Krankheit durfte er nicht an ihr Lager, weil der Arzt wahrgenommen, daß seine Gegenwart die Leidende beunruhige; als er sie, nach fast sieben Monaten, zuerst wieder sah, da nannte er sie „Madame“, nicht „Maman“, wie früher, und Lady Elliott wehrte dem nicht.

„Ein Schiff und die See?“ fragte Lady Elliott lächelnd, indem sie das Blatt nahm und betrachtete. „Ich finde, daß Du das Schiff im Verhältniß zur Küste zu groß gezeichnet hast. Du siehst, der Mastbaum überragt

all' diese Bäume, obgleich sie doch so viel höher stehen. Du thätest vielleicht besser, wenn Du Dich erst nach Vorlagen übtest?"

„O nein! Madame!" rief der Knabe, „es macht mir beiweitem ein größeres Vergnügen, wenn ich aus dem Kopfe zeichne. Ich zeichne dann das, woran ich am liebsten denke. Wenn ich ein Schiff zeichne, so bilde ich mir ein, ich säße selber darin und ich höre ordentlich den Wind brausen und ich jage dahin durch die Wogen ... und immer so weit, so weit!"

„Du möchtest wol wieder an die See, Charles?" sagte die Lady und sah den Knaben an, der mit großer Lebhaftigkeit gesprochen.

Er war auch ein Anderer geworden in der langen Zeit, seit sie ihn nicht gesehen; stärker, kräftiger, entwickelter in Geist und Körper, er hatte den Uebergang vom Kind zum Knaben vollendet und war wirklich ein schöner, offener, liebenswürdiger Knabe.

„An die See!" rief er, „ja, Madame, oder auf die See! das wäre mir noch lieber. Ein Seemann möcht' ich werden, ein Matrose!"

„Und die Pferde, Charles? Hast Du denn jetzt ganz der Pferde vergessen?"

„Keineswegs," sagte er, „ich wünsche mir nichts mehr, als ein schönes, wildes Pferd, mit dem ich so recht ins Freie könnte, so über Hecken und Gräben, und in gestrecktem Galopp durch Feld und Wald. Im Manège, Madame, da ist's doch nur ein halbes Reiten. Da hat man immer die Bretter vor sich und die Mauern um sich und über sich. Dabei kann man sich nichts denken."

„An was würdest Du denken, wenn Du so, wie Du sagst, auf Deinem eigenen Pferde säßest?"

Der Knabe sah die Dame mit leuchtenden Augen an. „Ich würde denken," sagte er, „wenn es so bergauf, bergab geht, ich säße in einem Schiffe, und die Erde, indem sie so unter den Hufen meines Pferdes dahinfliegt, wäre die See."

„Gut, Charles," sagte die Lady, „Du hast mir früher einmal von einem braunen Pony gesprochen, welcher Dir bei dem Bürger Benotti, in Astley's Reitschule, so sehr gefallen habe. Geh jetzt und sieh, ob das Pferdchen noch zu haben ist. Dann sollst Du es haben. Ich schenke Dir's."

Sie fühlte das Bedürfniß, für vieles Unrecht, welches sie dem Knaben innerlich gethan und noch immer that, ihm gleichsam Ersatz zu geben, indem sie ihm eine Freude machte. Diesen guten Zweck erreichte sie vollständig. Denn Charles gerieth außer sich vor Entzücken bei dieser Nachricht. Er ergriff die Hand seiner Wohlthäterin — diese Hand, die jetzt so hager, so fein, so transparent geworden, daß, indem Charles sie an seine Lippen hob, der Sonnenstrahl, der zwischen ihm und ihr war, fast hindurchgeschienen hätte.

Dann, ausschließlich wieder mit dem Gedanken an sein Pferd beschäftigt, sprang er hinaus aus der Stube, aus dem Hause und über den kleinen Hof, der vor dem Hause nach der Straße führte.

Lady Elliott war nun allein.

Allein? — wann wäre sie nicht allein gewesen, seitdem Gilbert sie verlassen und durch den Verdacht einer

Schuld, den er gegen sie geschleudert, ihr sogar den Gedanken an ihn, die Beschäftigung mit seinem Bilde zu einer Qual gemacht hatte?

Es war wüst und öde, wohin sie sah. Die Wasser der Revolution bedeckten den Erdball. Da war nichts so erhaben in Religion, Sitte und Herkommen; nichts so ehrwürdig und geheiligt durch das Gesetz; nichts so groß durch Gottes Wort und der Menschen Glauben: das Wasser ging darüber fort. Zuletzt war Alles eine graue weite Fläche, die der Sturm der öffentlichen Meinung zuweilen aufwühlte, das Bild einer versunkenen Welt darunter zeigend; zerschlagene Throne, verlassene Paläste, Trümmer festgegründeter Herrschaften und viele, viele Leichen. Kaum hie und da ragte noch ein Felsstück heraus, aber auch daran nagte das Wasser. Denn die Fluth war immer noch im Steigen. Man sah nur Auflösung und Zerstörung, nirgends aber einen festen Punkt für Aug' oder Seele, darauf zu ruhen. In Frankreich war die Revolution; außerhalb Frankreichs war die Furcht vor der Revolution, und überall waren Zwist und Hader und Uneinigkeit. Die Zeit war gekommen, von der geschrieben steht: „Es wird aber ein Bruder den andern zum Tode überantworten, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Bundesgenossen sein."

Innerhalb des Conventes bekämpften sich die Parteien. Die Revolution ging den naturgemäßen Weg jeder Revolution, welche nicht gleich im Anfang schon an den genialen Widersprüchen und poetischen Illusionen ihrer Urheber scheitert, sondern sich unter den Händen ihrer

Nachfolger weiter entwickelt zum Systeme, welches consequent ist wie ein mathematischer Satz und trocken wie ein Rechenexempel. Danton war erschöpft, denn der Rausch und die Inspiration sind nur für eine Weile, und als er sich wieder aufraffte, war es zu spät.

Die Girondisten standen am Vorabende ihres Falles und Robespierre nur noch drei Schritte vom Gipfel seiner Macht. In einer kleinen, mittelalterlichen Landstadt der Normandie begeisterte sich die Heldenseele eines Mädchens an der Geschichte Judith's, und in einer der Werkstätten von Paris ward der Dolch geschliffen, mit welchem sie später die Brust Marat's durchbohrte. In der Vendée tobte der Bürgerkrieg und an allen Grenzen Frankreichs der Coalitionskrieg. Fast alle Monarchien und Monarchen des alten Europa hatten ihre Heere marschiren lassen gegen die junge Republik, um die Scharte des „militairischen Spazierganges" auszuwetzen, welchen die Preußen so leichtsinnig gegen „diese Armee von Advokaten" begonnen und so unrühmlich beendet hatten. Auch England hatte zuletzt mobil gemacht; seine Landarmee, unter dem Herzog von York, Bruder des Prinzen von Wales, war in Belgien gelandet und seine Linienschiffe kreuzten das Meer. Der englische Gesandte, Lord Gower, hatte Paris verlassen, als man dem Könige den Proceß gemacht, und der französische Gesandte M. de Chauvelin war schimpflich aus London verjagt worden, als man den König guillotinirt hatte. Niemals war der Haß der Franzosen gegen England so stark als damals. Die nationale Eifersucht, welche auch hiebei mehr als irgend ein Grundsatz auf beiden Seiten im Spiele war, ward als Mittel benützt, um diesen Haß künstlich zu steigern, bis das Wort

„Pitt" zu einem Popanz des französischen Volkes, England zu einem Gegenstand seiner Spott- und Gassenlieder und jeder Engländer, der in Paris war, zum Ziel seiner Schmähungen und Thätlichkeiten wurde. Die meisten Engländer, welche bisher in Paris gelebt, hatten es auch gleichzeitig mit ihrem Gesandten verlassen, und diejenigen, welche zurückgeblieben waren, schwebten fortan in beständiger Gefahr, man verweigerte ihnen die Pässe, und Viele von ihnen wurden wirklich die Opfer der Revolution.

Doch Lady Elliott blieb gleichgiltig gegen diese Gefahr, die allmälig auch sie selber bedrohen mußte. Denn wer von dem Leben nichts mehr hofft, der fürchtet auch nichts mehr von ihm. Die Stürme der äußeren Welt waren es nicht, die sie noch erschüttern konnten.

Jetzt, wo sie allein war, langte sie unter dem Busentuch eine goldene Kapsel hervor, welche sie dort immer verborgen trug. Es war das Medaillon von Gold, welches einst Nathalie, dann Gilbert getragen, und welches jetzt zu ihr zurückgekehrt war, seit jenem letzten und verhängnißvollen Begegnen in den Katakomben. Da hatte Lady Elliott es vom Boden aufgehoben und an ihrem Herzen geborgen, sie hatte es durch ihre ganze Krankheit da bewahrt. Es war Alles, was sie von Gilbert noch hatte, das Einzige, was sie mit ihm noch verband.

Immer, wenn sie allein war, nahm sie es und beschäftigte sich damit, aber nur im Geheimen. Sie fürchtete sich, daß Jemand sie belauschen könne. Auch jetzt blickte sie sich um, ob die Thüren geschlossen, ob Niemand da sei. Dann nahm sie es in ihre Hände und küßte es und sah es lange an.

Plötzlich öffnete sich die Hauptthür des Zimmers.

Lady Elliott sah auf, sie war etwas verwirrt, wie Jemand, der sich allein geglaubt und dann bemerkt, daß er es nicht gewesen.

Sie wollte das Medaillon verbergen.

Ein Diener trat herein.

„Der Bürger Egalité wünscht eintreten zu dürfen," sagte er.

„Egalité!" sagte Lady Elliott, „wer ist das? Ich kenne den Bürger Egalité nicht!"

Doch da war er hinter dem Diener schon auf der Schwelle des Zimmers erschienen, ein Mann von düsterem Aussehen, in tiefe Trauer gekleidet, mit nichts Buntem an sich, als einer tricoloren Rosette von satinirten Bändern an dem Castorhut, hager, sehr ernst — aber doch mit einem Ausdruck, als ob er durch eine gewisse Festigkeit des Blickes seine natürliche Unsicherheit maskiren, vielleicht bemeistern wolle.

Brauchen wir unsern Lesern zu sagen, daß es Orleans war, der „ehemalige" Herzog? —

Es war seit den drei Jahren, die inzwischen verflossen, das erstemal, daß er sich Lady Elliott wieder gegenüber sah, bewußt gegenüber sah, denn begegnet, wie man einander ohne oder gar gegen seinen Willen begegnen mag, waren sich Beide wol, aber soviel an ihm lag und wissentlich hatte es Orleans immer vermieden, mit derjenigen zusammenzutreffen, deren anmuthiges Emporblühen ihn einst gefesselt in den Tagen des fröhlichen Frankreich, in den Klostertagen von Montfleuri, und für deren reife Schönheit er später eine flüchtige Leidenschaft, einen vorübergaukelnden Wunsch empfunden. Die Erinnerung daran war es nicht, die ihn vor Lady Elliott befangen

machte; denn da in seinen Liebesaffairen niemals etwas Ethisches, niemals etwas Tieferes, etwas Seelisches gewesen war, so lag auch für ihn in einer Zurückweisung nichts Demüthigendes. Es war daher nicht Scham, nicht Groll, nicht Rachsucht, noch irgend ein anderes Gefühl der Beleidigung, welches dem verschmähten Liebhaber so natürlich gewesen wäre, sondern es war Widerwillen — ein Widerwillen physischer Art, etwas, das ihn vor Lady Elliott warnte, eine Ahnung, als ob sie, die mit dem dunkelsten Theil seiner Vergangenheit in Zusammenhang stand, irgendwie noch einmal verhängnißvoll für ihn werden könne. Immer einmal in einem entscheidenden Momente war sie aufgetaucht, immer in der Nacht, in einer geheimnißvollen, mysteriösen, ihm unerklärlichen Weise, wenn er nicht den Fingerzeig des Fatums darin sehen wollte, seine Pläne kreuzend, ihm Unheil bringend oder verkündend, von jener Nacht in Brighton angefangen, wo sie Nathalie aus der Wand treten ließ, um ihn zu einem Geständniß über Gilbert zu zwingen, bis zu jener anderen Nacht vor dem Cabaret „zur goldenen Sonne", wo sie aus der Erde heraufkam, Gilbert von ihm fortreißend, und endlich bis zu jener letzten Nacht, wo sie, wie aus den Wolken herabschwebend, über der Leiche der Lamballe erschienen war. Seitdem hatte seine anfängliche Bangigkeit sich in wirklich abergläubische Furcht vor ihr verwandelt: sie hatte für ihn etwas Dämonisches angenommen — er fühlte voraus, mit einer Bestimmtheit, die er sich weder auf natürlichem Wege erklären, noch aus sich verbannen konnte, daß ihm von daher die Gefahr, eine Gefahr — er wußte nicht, welche — drohe. Die Verbindung zwischen Gilbert und Lady Elliott war für ihn ein

Gegenstand fortwährender Beängstigung, und er glaubte, daß er sich durch eine Trennung derselben eine große Erleichterung verschaffen werde. Er wußte auch nicht, warum er das glaube; aber es war zu einer fixen Idee bei ihm geworden, daß sie es sei, sie allein, welche ihm überall im Wege gestanden habe und stehen werde, welche der Grund sei, weßwegen er sich Gilbert nicht nähern könne, welche Gilbert künstlich von ihm entferne und geflissentlich gegen ihn immer mehr aufrege, und welche zuletzt die eine oder andere Seite zu dem Aeußersten drängen werde: diesem Aeußersten, das er fürchtete!

Es wäre daher nichts wünschenswerther, nichts nothwendiger und vielleicht erfolgreicher gewesen, als wenn er sich mit Lady Elliott in aller Ruhe zu besprechen versucht hätte; die Aufklärung würde nach allen Richtungen hin gewirkt und Alles bis zu einem gewissen Grade geschlichtet haben. Entweder würde Lady Elliott allein Paris verlassen haben und Gilbert ihm geblieben sein; oder Gilbert würde mit Lady Elliott Paris verlassen und den unnatürlichen Kampf gegen Orleans aufgegeben haben, dessen Ende ihm nichts Gutes weissagte.

Aber um diese verworrenen Verhältnisse zu ordnen, hätte Orleans mehr Umsicht, mehr Energie und vor Allem mehr Muth besitzen müssen, als er in der That jemals besessen. Er begnügte sich daher immer mit den halben Versuchen, welche das Schicksal aller Halbheiten theilten: die Sache zu verschlimmern.

Er unternahm keine directe Verständigung mit Lady Elliott, aber er folgte mit ängstlicher Spannung jedem ihrer Schritte. Er wußte so viel von Lady Elliott's Leben in Paris, ihrem Thun und Treiben, als man aus dritter

Hand davon erfahren konnte, und er hatte sogar ihretwegen mit dem Prinzen von Wales einigemale correspondirt.

Dieser Prinz, abweichend von seiner sonstigen Flatterhaftigkeit, hatte der Dame, die er einstmals geliebt, ein tieferes Interesse bewahrt, als man seiner Natur hätte zutrauen mögen. Der Brief, in welchem sie Abschied von ihm genommen, hatte die Neigung in demselben Moment, wo sie eine hoffnungslose geworden, wieder stärker erregt, als sie je zuvor gewesen. Wer löst diese Räthsel der Männerherzen? Nachdem er sie verstoßen, schimpflicher, schmählicher, als irgend ein fürstlicher Liebhaber das Spielzeug seiner Laune jemals verstoßen hat, fing er an, zu begreifen, was sie gewesen war: sie, so liebend, so treu, so selbstverleugnend, in dieser Umgebung von Berechnung, Falschheit und Eigennutz; und erst als das Meer, die Revolution und die glorreiche Wiederauferstehung einer Seele, die er erniedrigt hatte, und ihre glühende Liebe zu einem Andern sie trennten: erst da fühlte er Reue und in ihm erwachte die vergebliche Sehnsucht nach ihr.

Versuchen wir, milde gegen ihn zu sein; vielleicht war es das Unrecht, welches er bereute, vielleicht der Schmerz, den er fühlte, ein Glück verloren zu haben, dessen Dauer gleichbedeutend für ihn gewesen mit den ersten Träumen seiner Jugend — vielleicht waren es diese edleren Empfindungen, die noch einmal, wie ein Licht vor dem Erlöschen, in ihm aufloderten. Vielleicht war es auch das menschliche Mitgefühl mit Einer, welche er hinausgestoßen, die Gefahr, von welcher er sie im revolutionären Frankreich überall umgeben sah, der Wunsch,

sie daraus zu retten, und ihr, der Verirrten, Irrenden ein letztes Asyl zu bereiten . . .

Der Prinz von Wales hatte, nachdem er alle diese Nachrichten über sie gesammelt, einen eigenhändigen Brief an die Geliebte von ehedem gerichtet und den Herzog von Orleans mit der persönlichen Ueberreichung desselben beauftragt, und der Herzog, welcher an der Wirkung des Briefes, die ja mit seinen geheimsten Absichten übereinstimmte, nicht zweifelte, hatte den Auftrag übernommen.

So sehr werden die Urtheile, die Meinungen, welche wir von Anderen hegen, durch die Substanz bestimmt, aus welcher wir selbst gemacht sind, und so sehr lassen wir uns oft von unseren eigenen Wünschen über dasjenige täuschen, was wir von den Andern zu erwarten haben!

Dieser Brief des Prinzen und die Hoffnungen, die er daran knüpfte, waren die Veranlassung, die ihn endlich, wenn auch schwer genug, bestimmten, den Besuch bei Lady Elliott zu machen, welchen er immer so lange verschoben hatte. Seine Natur, der Initiative nicht fähig, bedurfte eines Antriebes von außen, und hier war er. Hier war endlich ein Mittel, um diejenigen zu trennen, deren Verbindung ihm unheimlich war, und diese Lady, diesen bösen Genius für ihn, welchen er zu seinem Unheil und in seiner Verblendung nach Paris citirt hatte, wieder daraus zu entfernen.

Das prinzliche Schreiben in seiner Tasche war ihm nun eine Art von Rückhalt, auf den er sich in der Stunde der Noth verlassen konnte, und so, mit dem gemischten Ausdruck, den wir geschildert haben, war er auf der Schwelle von Lady Elliott's Gemach erschienen.

„Der Herzog von Orleans!“ rief Lady Elliott, indem sie sich rasch erhob. Sie vergaß einen Augenblick das Medaillon. Es rollte von ihrem Schoß herab auf den Boden.

Lady Elliott wollte sich nach demselben bücken. Aber das Blut schoß ihr in das Herz, und das Herz klopfte wieder. Zugleich fühlte sie den Druck unter dem Haar am Kopfe. Ihr ward schwindlig, sie sank in ihren Stuhl zurück.

Der Diener war schon vorher zurückgetreten; Orleans, indem er die Thür hinter sich zuzog, sagte: „Ich wußte, Madame, daß mein unvorbereitetes Erscheinen Sie erschrecken werde, aber ... ich bin längere Zeit von Paris ... entfernt gewesen, und ...“

„Der schwarze Anzug!“ rief Lady Elliott, welche zumeist, wie es schien, ergriffen war durch den Contrast seines bleichen Antlitzes und der tiefen Trauerfarbe seiner Kleidung.

„Ich trauere um meinen Schwiegervater, den Herzog von Penthièvre,“ sagte Orleans.

Der Herzog von Penthièvre hatte den Tod seiner Schwiegertochter, der Prinzessin Lamballe, nur um einige Monate überlebt, und war dann vor wenig Tagen und ohne jeglichen Pomp in der Familiengruft von Dreux beigesetzt worden.

Von daher kam der Herzog.

Lady Elliott bemeisterte, mit starkem Willen, den Anfall von Aufregung, der mit dem Eintreten Orleans' über sie gekommen. Sie erhob sich und wollte sich nach dem Medaillon niederbeugen, welches noch zwischen ihr und Orleans auf dem Teppich lag.

„Nicht doch, Madame!“ sagte Orleans, indem er, im Hofton, nach seiner Gewohnheit, einige Schritte vortrat, um den Gegenstand aufzuheben.

Als er ihn in den Händen hielt, da ward sein bleiches Antlitz von einer raschen Gluth gefärbt, die aber eben so rasch wieder entwich, der vorherigen Todtenblässe Platz machend.

„Das ist mein Medaillon!“ rief er.

Lady Elliott schwieg.

„Wie kam es in Ihren Besitz?“ fragte Orleans nach einer Weile, während er das Medaillon fest in seiner Hand hielt. Die anfängliche Absicht, der eigentliche Zweck seines Hieherkommens entschwand ihm plötzlich — er sah, er dachte, er wußte nur noch dies Eine — das Medaillon, sein Medaillon . . .

Lady Elliott sagte: „Im Auftrag einer Sterbenden überbrachte ich es einst einem Manne, dessen Leben von einem tiefen Geheimniß umhüllt ist. Man glaubte, daß die Lösung in dieser Kapsel eingeschlossen sei. Aber Niemand konnte sie öffnen.“

„Madame,“ sagte Orleans, „darf ich einen Augenblick mich setzen?“ — Er hatte sich doch für stärker gehalten, als er war . . . Er fühlte die Nähe des Verhängnisses; es überkam ihn wieder jener unerklärliche Schauder vor Lady Elliott, den er überwunden glaubte. Aber es war vergeblich, die Aufregung machte ihn zittern.

Lady Elliott bewegte die Hand gegen einen Sessel.

„Ich habe Ihnen nicht gesagt,“ fuhr Orleans fort, indem er sich dadurch zu fassen suchte, daß er seine Gedanken wieder auf das ursprüngliche Ziel seines Besuches zu lenken strebte, „ich habe Ihnen nicht gesagt, was mich zu Ihnen

führt, ich habe die Entschuldigung nicht vorgebracht, der es bedurfte, wenn ich zu Ihnen komme ..."

„Wozu?" erwiderte Lady Elliott ruhig. „Die Zeit der Entschuldigungen ist zwischen uns, denk' ich, vorüber, Monseigneur."

„Still! Um Gotteswillen!" sagte er, indem er sich betroffen umschaute. „Bürger! wenn's Ihnen beliebt ... Nichts von den Titeln der Vergangenheit ... Bürger Egalité ist mein Name."

Lady Elliott lächelte. „Ist es auch nöthig, mich zu täuschen? Aber wie Sie wollen, setzen Sie sich, Bürger Egalité."

Orleans setzte sich.

Diese Aufklärung mußte jeder anderen vorangehen, das Schicksal schien sie gewollt zu haben, indem es ihm das Medaillon in den Weg warf.

Er holte tief Athem. „Einst," so begann er dann, während er auf das Medaillon in seinen Händen niedersah, „einst, vor Jahren, als es noch vornehme Leute und einen Hof gab, lernte einer der Vornehmsten von ihnen eine Dame kennen, deren Geist, Schönheit und Anmuth ihn zwang, sie zu bewundern. Sie gehörte damals schon einem Andern, aber doch ... doch in einer unglückselig-glücklichen Stunde ward sie sein. Unter dem Bewußtsein der Schuld, mitten in dem kurzen, traurigen Glück, dessen sie genossen, brach das junge schöne Weib zusammen. Sie drang auf Trennung, sie sollten sich niemals wiedersehen. Mit blutendem Herzen — denn Madame, der Mann, es war ein Herzog, hatte sie geliebt! — nahm er Abschied von ihr, Abschied, das heißt, von seiner Liebe, von ihr, als derjenigen, die für eine Weile die Seine gewesen,

nicht Abschied vor der Welt, die nichts davon gewußt und nichts davon wissen durfte. Madame, da gab er ihr ein Medaillon mit seinem Bilde, wie man es wol Einer geben mag, die man geliebt und von der man scheiden will auf ewig. Dann ward sie Mutter, gab einem Knaben das Dasein und welkte hin — welkte, Madame, wie eine Blume, deren Haupt sich senkt, deren schöne Farben bleichen, deren süßer Duft entflieht . . ."

Die Stimme des Herzogs ward leiser und zitterte unwillkürlich.

„Aber eine andere Blume blühte neben ihr auf, sie trug die Merkmale der andern, die gewelkt war, all' die feinsten Kennzeichen ihrer Schönheit und ihrer Seele. — Madame! da lebte die todte Blume noch einmal auf, die Blume der Liebe — das Bild, welches der Mann, der Herzog, immer noch in seinem Herzen getragen, nahm noch einmal die Züge der Wirklichkeit an, und —"

„Nathalie ward Ihr Opfer!" sagte Lady Elliott, zu Boden schauend.

„O Freundin meiner Todten," sagte der Herzog, „darf ich aus Ihrer Hand die Rettung, die Sühne erwarten?"

„Denken Sie an Brighton!"

„Erinnern Sie mich nicht an eine Vergangenheit, deren Schuld wir gemeinsam tragen. Setzen wir die Irrthümer beiseite. Suchen wir zu vergessen. Die Tage süßer Verirrungen machten uns zu Feinden, mögen diese Tage des bittersten Ernstes uns wieder zu Freunden machen. Wir gebrauchen einander, darum müssen wir einander verzeihen."

„Ich habe Ihnen verziehen, Herr Herzog, sogar

diese bittere Anspielung; ach, mein Geschäft auf Erden ist, den Andern zu verzeihen, damit mir verziehen werde. Ich lebe noch, deshalb kann ich verzeihen, aber . . ."

„Die Todten, wollen Sie sagen! die Todten! Gibt es denn nichts, was diese versöhnen kann?"

„Nichts — als der Tod!"

Finster starrte der Herzog vor sich hin. „Der Tod!" wiederholte er. Es entstand eine Pause. Der Herzog blickte nicht auf. „Vielleicht," murmelte er dumpf, „vielleicht war auf jenen Stahl des royalistischen Fanatikers, welcher mitten im Palais Royal mich suchte und einen Andern traf, das „memento mori" geschrieben . . . Aber . . ."

Und nun belebte sich das Auge des Herzogs plötzlich von einem wunderbaren Feuer, von einem Ausdruck der Energie, ja des Enthusiasmus.

„Aber," rief er, „es gibt hier noch etwas zu thun für uns. Wir haben noch eine Pflicht zu erfüllen, noch eine Aufgabe zu lösen. Wir haben noch Wünsche, noch Hoffnungen, wir haben noch Vorsätze, Madame! Wir sind noch nicht reif zum Sterben!"

Mit Staunen folgte Lady Elliott den Veränderungen in den Mienen und der Haltung Orleans'. Es war wirklich etwas Fürstliches in ihm, als er diese Worte sprach. So hatte sie ihn vor langen Jahren gesehen, als er zum erstenmal ihre kindische Bewunderung erregte, im Kloster von Montfleuri!

„Ha!" rief er, „wir sollten sterben, wo das Ziel unseres Lebens, Dichtens, Trachtens, wo die Erfüllung unseres Lebens nur noch auf Armeslänge von uns steht?

Wir sollten sterben? Nein — wir strecken die Hand aus, wir haben es!"

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er etwas ergriffe.

„Sie greifen einen Schatten!" sagte Lady Elliott trüb. „Sehen Sie nicht ... er steht neben Ihnen ... er ist aus der Erde emporgewachsen, der Schatten eines bleichen Mannes ... er trägt einen langen Bart ... sein Auge ist hohl und um seinen Hals ist ein Blutmaal ..."

Der Herzog fuhr erschreckt auf. „Wo? Wo?" rief er um sich blickend, als ob der Schatten wirklich da sei.

Dann, von seinem Sessel sich erhebend, ging er ein paar Schritte vorwärts, als ob er einem wirklichen Dinge entgegengehe. „Schatten Ludwig's XVI. — Wenn du hier vor mir stehst, so banne ich dich mit den Worten, die ich sprach am 16. Januar, Mittwoch Nachts, in der Sitzung des National-Convents, als die Reihe der Abstimmung an mich gekommen. Ich sage: Einzig beschäftigt mit meiner Pflicht, überzeugt, daß alle diejenigen, welche ein Attentat gemacht haben oder machen werden auf die Souveränetät des Volkes, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod! So — König von Frankreich! Nun ist deine Stelle leer, und ein Anderer kommt, um sie einzunehmen."

„Diese Stelle ist das Schaffot ..."

„So sprach die Hexe von Endor!"

„So spricht Ihr Gewissen!"

„Ich werde diesem Orakel den Mund schließen!"

Und wieder richtete sich der Herzog empor mit jenem Anflug von Energie, welche diesmal aber einen trüben, düstern Ausdruck hatte, nicht jenen freudigen, wie vorher.

„Madame," sagte er, „es ist Ihnen sowenig, als irgend einem Andern ein Geheimniß gewesen, daß der König mich gehaßt hat, daß er mich am 12. Juli in die Bastille gesetzt haben würde, wenn die Bastille glücklicherweise nicht am 14. Juli geschleift worden wäre; daß er mich hätte köpfen oder vergiften lassen, wenn er die Mittel dazu besessen. Was war mein folgendes Verhalten anders, als Nothwehr? Er hat mich in die Position gedrängt, die ich später einnahm. Es gab eine Zeit, wo ich aufrichtig gewünscht, dem König und der Königin von Nutzen zu sein: aber sie konnten es nicht über sich gewinnen, mich für aufrichtig zu halten; und nachdem sie bei zwei Gelegenheiten meinen guten Willen und Glauben auf das Schmählichste mißhandelt und mich in einer Weise beschimpft hatten, an die ich nur zu denken brauche, um mein Blut auf's Neue kochen zu machen: da freilich gab es nur noch den Ausgang zwischen uns, der nun erfolgt ist."

„Und glauben Sie sich dadurch zu retten?" warf Lady Elliott ein.

„Ich glaube nur," war des Herzogs Antwort, „daß Alles und für Alle einen andern Verlauf genommen haben würde, wenn man mir damals bei dem Lever mit Vertrauen entgegengekommen wäre, anstatt mit jenen empörenden Beleidigungen. Zurückgestoßen von der Partei des Hofes — was blieb mir danach übrig, als mich meinen Freunden von der Volkspartei um so enger anzuschließen?"

„Ihre Freunde!“ sagte Lady Elliott, ziemlich wegwerfend. „Haben Sie auch den Grafen von Mirabeau und den Marquis von Lafayette für Ihre Freunde gehalten? . . .“

Der Herzog ward unwillig.

„Ich sage Ihnen, Madame, es wird sich bald erklären müssen, wer meine Freunde und wer meine Feinde sind. Ich warne Sie im Voraus. Ein Umschwung bereitet sich vor, ich komme aus dem Norden Frankreichs. Sie werden nicht wünschen, daß ich Ihnen mehr sage. Aber Sie sehen, ich habe Vertrauen zu Ihnen, umsomehr, als ich Ihres Beistands bedürfen werde.“

„Mich?“ rief Lady Elliott mit dem Ausdruck des Schreckens.

„Zu lange schon haben die Gutgesinnten dieses Landes unter dem Druck einer unerhörten Tyrannei geduldet. Es ist Zeit, daß die wahre Freiheit ihr Gesicht zeige. Das Elend schreit gen Himmel, wir müssen dieses Reich davon säubern, damit es nicht zum Gespötte der Nationen werde. Es soll nicht heißen, daß dies angestammte Land und Volk des Ruhmes und der Ehre von einem brotlosen Advocaten und einem fortgejagten Pferdedoctor regiert werde. Das Blut empört sich in mir, denn — trotz alledem, Montjoye St. Denis! — es ist doch das Blut, welches durch ein Jahrtausend von Königen gerollt ist! Was! ein königlicher Prinz von Frankreich, mit diesem Zeichen (und er zerrte an der tricoloren Corde, mit welcher sein Hut eingefaßt war) und mit diesem Namen . . . Es ist ein Unsinn! . . .“

„Es ist mehr,“ sagte Lady Elliott, „es ist ein Verbrechen!“

„Um Gotteswillen, Madame!“ rief Orleans, vor dem Ausbruch seiner eigenen Leidenschaft zitternd, „Sie werden uns verrathen, Madame! Sie sind eine Royalistin! Man wird uns hören! Es ist noch zu früh ... Noch zu früh!“ wiederholte er langsam. „Aber es wird kommen! Die Fahne von Orleans wird sich eines Tages erheben ... und die ganze Armee wird sich ... Was habe ich gesagt? Die Armee? ... Nein, nein, Madame! Ich habe das nicht gesagt! Ich habe nichts gesagt ... ich habe nur gesagt, daß ein Tag kommen wird, um aufzuräumen unter diesen plebejischen Schurken, vor denen man sich jetzt noch hüten muß ... daß ich denjenigen, die einst wie Gewürm um meinen Fuß herumkrochen, auf das giftige Haupt treten werde, welches sie jetzt — Dank meiner Nachsicht — so hoch heben. Wir werden diese verhaßte Maske abwerfen, wenn es Zeit ist, und diese Handvoll Elende, welche Frankreich unglücklich und lächerlich machen, ausrotten, wie eine Handvoll Unkraut. Aber ...“ und Orleans' Stimme wurde weicher, indem er dieses sprach, sie stockte einigemal, sie ward unsicher, vor innerer Bewegung ... „aber ich möchte verhüten, daß der Augenblick meines Triumphes mich zwänge, ein Brutus zu werden. Einen möchte ich retten aus den Banden jener Partei, Einen möchte ich an mich und die Zukunft fesseln, Einen, dem ich laut den Namen geben möchte, den mein Herz ihm so lange schon gegeben ... Einen, Madame, der die Züge meiner schönsten Erinnerungen trägt, Einen, an dem ich gutmachen möchte, was ich an den Andern vielleicht verschuldet habe ... und Sie, Madame, müssen mir dazu helfen, Sie!“

Lady Elliott's Wange, so bleich, so fein geädert und so marmorkalt bisher, färbte sich plötzlich und ihr armes Herz klopfte.

„Ich?" rief sie noch einmal, bang und fragend.

„Sie, Madame! Oder war es weniger als Fügung des Schicksals, daß Sie, gerade Sie im Besitz dieses Medaillons sein mußten, und daß wiederum das Schicksal mir dieses Medaillon bei meinem Eintritte entgegenrollen ließ, damit ich es aufnehme? . . . Auch das Schicksal hat seine Symbole, Madame — und dies war eines! Ja, ich nehme es auf, ich behalte es in meinen Händen, ich gebe es nicht mehr von mir und mit ihm gehe ich der Lösung entgegen. Die Sterbende, Madame, die Sie beauftragt hat, war Nathalie von St. Malo; der Bruder, dem Sie es bringen sollten, war Gilbert Lahaye, das Bild, das in dieser Kapsel eingeschlossen, ist mein Bild, und ich . . ."

Lady Elliott schrie auf.

„Bin Gilbert's Vater!"

Durch den Druck der geheimen Feder, um welche, seit Madame de Bourguignon gestorben, nur noch Orleans wußte, gesprengt, lag nun das Medaillon offen vor Lady Elliott, und unter dem Gold, in einer ovalen Fassung, erschien das Bild des Herzogs von Orleans, wie er einst gewesen, ein fein ciselirter Kopf, mit so frischen Farben, wie von gestern, mit dem Rock und den Epauletten eines Husaren-Officiers, die er damals als Herzog von Chartres getragen.

In demselben Augenblicke aber ließ sich von unten, aus dem Hofraum vor dem Hause, lauter Tumult, Geschrei und Pferdegetrappel vernehmen.

Erschreckt sprang der Herzog auf — er erinnerte sich wieder daran, daß er jetzt noch der Bürger Egalité sei; sein Gesicht, welches eben noch von dem Feuer eines künstlichen Echauffements geglüht hatte, wurde plötzlich weiß, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, der Ausdruck von Energie, welcher bei ihm, wie bei allen Naturen seiner Art, nur ein Impuls, keine Eigenschaft war, verließ ihn. Er war erschöpft, körperlich und geistig.

„Ich darf nicht länger bei Ihnen verweilen, Madame," sagte er rasch und heftig athmend, „es würde nicht gut sein, wenn man erführe, daß ich bei Ihnen gewesen. O verdammen Sie mich nicht. Sie können — Sie dürfen mich nicht richten. Die Zukunft wird für mich sprechen. Ich kenne meine Lage. Ich konnte nicht vermeiden, zu thun, was ich gethan habe. Ich bin vielleicht mehr zu bedauern, als Sie sich einbilden. Ich, vielleicht mehr als irgend ein anderer Mann in Frankreich, bin ein Sklave der Parteien gewesen, bin es noch und muß es bleiben, bis zu dem Tage, wo ich mich zum Herrn der Parteien gemacht habe. Aber jetzt bin ich weder Herr meines Namens noch meiner Person, und man darf nicht wissen, daß ich bei Ihnen gewesen . . . denn, Madame, Sie sind verdächtig!"

„Verdächtig?" rief Lady Elliott mitten unter dem wachsenden Tumult der Stimmen.

„Madame, es ist keine Zeit, das zu erörtern. Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu sagen . . . daß einer der schrecklichsten Jacobiner es auf Ihren Untergang abgesehen hat, daß ein gewisser Nicolas Truchon . . ."

„Nicolas Truchon?“ rief Lady Elliott bestürzt.

„Man sagt,“ fuhr der Herzog fort, „daß Sie behilflich gewesen bei dem Fluchtversuch eines gewissen Chevaliers ...“

Jetzt ward Lady Elliott auf einmal Alles klar. „Das also ist der Grund,“ sagte sie; „ja, ja, sprechen Sie den Namen nur aus, wenn Sie sich davor nicht fürchten, mein Herr, es war der Chevalier von St. Malo, und ich habe versucht ihn zu retten, trotz jener Unterhaltung vor dem Cabaret zur goldenen Sonne, deren unglückliche Zuhörerin ich gewesen — ich habe das gethan, und Sie, mein Herr, werden wol der Letzte sein, mich deshalb zu tadeln ...“

Dem Herzog war die Erinnerung peinlich. „Wozu darauf zurückkommen?“ sagte er finster. „Ihnen, Madame, genüge die Andeutung, daß Nicolas Truchon Ihnen Rache geschworen und daß es nur des geringsten Anlasses bedürfen wird, um Sie in seine Hände, daß heißt, in das Gefängniß und auf das Schaffot zu liefern ... Hüten Sie sich; dieses Pöbelregiment, das uns Alle bedroht, wird stürzen. Aber über die Spanne Zeit, die dazwischen liegt, müssen wir hinaus. Wir müssen mit unsern Feinden einen Waffenstillstand schließen, während wir im Verborgenen rüsten. Wir müssen sie täuschen, aber wir müssen uns hüten, und Sie, Madame, Sie thäten wol am besten, diesen kurzen Zwischenraum, in welchem Ihr Leben und die Freiheit Ihrer Entschlüsse noch Ihnen gehört, anzuwenden, um dies Frankreich zu verlassen, in welchem für Sie keine Sicherheit mehr ist, dies Paris, in welchem Ihre Feinde, die ich Ihnen des-

halb genannt habe, ein Netz um Sie gespannt, welchem Sie bald vielleicht nicht mehr entgehen können. Zögern Sie daher nicht mehr, Madame, zögern Sie umsoweniger, als jenseits des Wassers, in Ihrer glücklicheren Heimath, ein mächtiger Freund Sie erwartet, bereit, jeden Irrthum, der zwischen Ihnen vorgefallen, jeden Fehler, jedes Versehen wieder gut zu machen, bereit, Ihnen ein Glück anzubieten, beneidenswerther, dauernder, glänzender, als Sie jemals eines besaßen ..."

Da übergoß ein Purpurstrom die bleichen Wangen der Lady und ihr Herz pochte hörbar.

„Worauf wagen Sie hinzudeuten, Monseigneur?" rief sie mit flammendem Auge.

Der Herzog griff nach dem Schreiben des Prinzen, um dasselbe hervorzulangen.

Da hörte man von unten herauf den wilden, mit rohem Jauchzen untermischten Gesang des Volkes von der Straße:

„Soldats le bal va se rouvrir
Et vous aimez la danse,
L'Allemande va finir
Mais l'Anglaise commence!"

„Was ist das?" rief Lady Elliott erschreckt, indem sie aufsprang, um ans Fenster zu eilen.

„Das Volk, Madame," sagte Orleans, trüb lächelnd. „Darum dies noch, Madame: Unsere Interessen, unsere Wünsche gehen jetzt mit einander — Sie sind die Freundin Gilbert's ..."

„Ich bin es gewesen," sagte Lady Elliott, mitten auf ihrem Weg zum Fenster innehaltend.

„Um so besser, dann wird der Abschied von Frank=

reich auch nicht einmal dieses Opfer von Ihnen verlangen, und Sie werden nicht länger zwischen mir und Gilbert stehen . . ."

„Mein Herr!" rief Lady Elliott, „wer gibt Ihnen das Recht zu solcher Sprache?"

„Die Ueberzeugung, Madame, daß Sie es bisher gewesen, die mir den Weg zum Herzen Gilbert's verstellt haben . . ."

„Das," entgegnete Lady Elliott, „das ist ein Gedanke, würdig eines Orleans! Wie ich Ihnen gesagt habe, mein Herr, ich bin mit Gilbert zerfallen, und zwar Ihretwegen, Herr Herzog, es ist Ihre Schuld; aber das soll mich nicht verhindern, das Letzte zu thun, was noch in meinen Kräften steht, mit Hintansetzung meiner eigenen Empfindungen, ihm wieder zu nahen, und ihn von den Enthüllungen dieses Morgens zu unterrichten — und diesmal nicht Ihretwegen, Herr Herzog, denn was könnte der Zweck davon sein, Ihnen bessere und edlere Ansichten von den Menschen geben zu wollen? Nein, Herr Herzog — nicht Ihretwegen, nur seinetwegen. So etwas kann ich nur für Gilbert thun!"

Nun ward der Lärm so laut, daß Lady Elliott sich nicht länger halten konnte. Sie stürzte ans Fenster und sah, auf dem schwarzen Pony, welchen sie ihm heute früh geschenkt, den kleinen Charles, umgeben von Gassenjungen.

„Entfernen Sie sich vom Fenster, um des Himmels willen," sagte Orleans. „Sie kennen das Volk nicht. Lassen Sie sich warnen . . ."

Er nahte sich ihr und sein Blick fiel nun gleichfalls in den Hofraum hinunter. Da sah er auf dem schwarzen,

schnaubenden Thier den Knaben sitzen, wie er mit der einen Hand den Zügel hielt und mit der andern die Gerte schwang, um sich gegen den lästigen Andrang zu wehren.

„Wer ist der Knabe?“ rief der Herzog in einem anderen Tone — dem des Staunens und der Verwunderung.

„Mein Pflegesohn,“ sagte Lady Elliott.

„Ihr Pflegesohn! ... Der Knabe dort ... Ihr Pflegesohn? So habe ich in seinen Knabenjahren nur einen Mann zu Pferde sitzen sehen ... den Prinzen von Wales! ...“

Dieses Wort, dieser Name brachte wieder jene sichtliche Veränderung im Aussehen Lady Elliott's hervor, aber zugleich gaben sie auch dem Herzog die vollständige Fassung zurück.

„Madame,“ sagte er, „ich habe Ihnen nun Alles mitgetheilt, was es zwischen uns zu erörtern gab. Aber hier ist noch etwas, das vielleicht mehr dazu beitragen wird, Ihren unnützen und verderblichen Widerstand zu brechen, als all' mein gut gemeintes Zureden — hier ist etwas, das Sie vielleicht bestimmen wird, dies ungastliche Land zu verlassen, um dahin zurückzukehren, wo Sie mit Sehnsucht erwartet der erlauchte Schreiber dieses Briefes, der Prinz von Wales!“

Jetzt hatte er diesen Brief hervorgezogen, welcher die Adresse von Lady Elliott und auf seinem Siegel eine Krone und die Straußenfedern trug.

Lady Elliott ergriff den Brief, aber ihr Gesicht, ihr Auge nahm einen Ausdruck, nicht von Zorn oder Empö-

rung, sondern von vernichtendem Stolz an, welcher den Herzog mehr entsetzte, als Alles, was er bisher an ihr gesehen ... So hatte er sie nur noch ein einzigesmal gesehen, in jener Nacht von Brighton, wo dieser Blick und diese Miene ihn gewaltiger getroffen, als Nathaliens Anklage und St. Malo's Drohung.

„Das also war die Ursache Ihres Besuches, Monseigneur?“ rief Lady Elliott mit schneidendem Hohne, indem sie den Herzog vom Kopf bis zu den Füßen maß, „und das Ihre Meinung, daß es heute noch früh genug wäre, den Abgrund mit einer lettre d'amour zu schließen? Gehen Sie, mein Herr, und nehmen Sie wenigstens die Ueberzeugung mit sich, daß es nun doch wol zu spät sei.“ Und damit schleuderte sie den Brief unerbrochen, mit Siegel und Allem, zu Boden, und wandte sich mit einer Miene von beispielloser Verachtung von dem Herzog ab.

Der Herzog sagte: „Gut, ich werde mich entfernen, Madame; ich zürne Ihnen nicht. Aber denken Sie an meine Warnung und meinen Rath ... Leben Sie wohl! Der Bürger Egalité hat es heute gut mit Ihnen gemeint; aber das wird bald ein Ding der Vergessenheit sein und die Zukunft gehört einem Andern!“

Dann ging er, aber in seinem Gang war nichts mehr von dem Siegesbewußtsein seiner Worte; von einem Diener gefolgt, entfernte er sich durch die Hinterpforte des Hauses, durch den Garten in der Richtung der Champs Elysées, wie er gekommen.

Unten aber hatte sich der kleine Charles mannhaft durchgeschlagen, mit seinem Pferd und seiner Gerte hatte

er sich Bahn gebrochen, der Haufe zerstob unter Spott und Verwünschungen gegen die Engländer, und mit dem Rufe: „O meine Mutter!“ stürzte Charles in das Zimmer und in die Arme Lady Elliott's.

Aber rasch rang er sich aus denselben wieder los, und indem er mit niedergeschlagenen Blicken vor ihr stand, sagte er: „Madame — ich bitte um Verzeihung ... aber ich habe fürchterliche Dinge hören müssen!“

Fünftes Capitel.

Die Straßen von Paris.

Das verhängnißvolle Räthsel war nun gelöst, so weit es Gilbert betraf, Lady Elliott war nicht überrascht davon, denn sie hatte diese Lösung mit Furcht erwartet seit der letzten Begegnung mit Nathalie, seit jener Erzählung, welche das Fatum unterbrochen zu haben schien, indem es die Erzählerin stumm machte, noch vor ihrem Tode.

Man sagt es wol, Dinge, welche man vorhergesehen oder nur vorausgeahnt, überraschen nicht. Aber sie erschüttern nichtsdestoweniger, wenn sie eingetreten. Wer könnte sie mit Fassung ertragen?

Gilbert der Sohn von Orleans! Und dieses Geständniß aus Orleans Munde! Es war so niederschmetternd, daß Lady Elliott, welche oft mit Widerstreben an diesen Augenblick vorausgedacht hatte, demselben muthlos, rathlos, rettungslos gegenüberstand.

Das war der erste Eindruck.

Der zweite war: all' ihre Kraft aufzubieten, Alles einzusetzen, was sie noch einzusetzen hatte, sei es diesen Rest von Stolz, der sie bisher aufrecht und zurückgehalten hatte, sei es das Leben, um sich gegen die Consequenzen zu werfen, nachdem die Thatsachen feststanden. „Nur

über meinen Leib!“ rief sie, und war entschlossen. Aber ihr war schon, als fühle sie die Räder des Schicksals über sich hingehen.

Jetzt war nicht Zeit mehr, über eine Form, einen Fehler, über irgend einen äußeren Umstand nachzudenken. Was auch zwischen ihnen vorgefallen: sie mußte zu Gilbert gehen. Sie mußte ihn mit dem Vorgefallenen bekannt machen. Sie mußte ihn warnen und einhalten auf seiner Bahn — zum Vatermord!

An jenes Ereigniß, auf welches Orleans so dunkel angespielt hatte, an sich selber und die Gefahr, die nach seinem Worte ihr drohte, dachte sie nicht. Einzig beschäftigt mit Gilbert, hatten die Andeutungen Orleans für sie einen Zusammenhang, einen Sinn und einen Werth nur, so weit sie sich auf Gilbert bezogen. Sie dachte immer nur an Gilbert.

Und wieder fühlte sie jenen unseligen Schmerz am Kopfe, jenes Brennen und Sengen an den Haarwurzeln, welches von innen kam, und welches sie doch als etwas Aeußerliches fühlte, in jedem einzelnen von den einst so seidenen, glänzenden Fäden ihres Haares — hundertfach, tausendfach.

Jetzt war der Moment der Aufklärung über Alles, was an Irrthum, Schuld und gegenseitigem Mißverständniß vorangegangen, der Moment, wo sie sprechen mußte, sprechen wollte, sprechen konnte! ...

Diesen Moment verloren, Alles verloren!

Aber ach! daß die Menschen nicht einmal Herren sind über dieses winzige Ding, dieses Weniger als ein Atom, dieses Nichts, welches wir Moment nennen.

Als Lady Elliott nun endlich zu dem Entschluß gekommen war, der sie und ihn, den sie liebte, gerettet und Beide vielleicht glücklich gemacht hätte, da fehlte ihr die Kraft, ihn auszuführen — etwas so ganz Niedriges und sowol außer ihrer Berechnung als ihrem Willen Liegendes, als die physische, die körperliche Kraft. Sie erhob sich, sie schwankte wieder zurück, sie sank in den Sessel, sie fühlte, daß sie krank sei.

Das ist es, was uns oft verzweifeln läßt an der Gerechtigkeit der allgemeinen Ordnung, daß man die Menschen für etwas verantwortlich macht, über was sie keine Gewalt und Herrschaft besitzen.

Aber nein! das ist nur eine Täuschung. Es sind nur die Folgen, die letzten Ergebnisse, die wir so hinzunehmen haben, mit jenem dumpfen Gefühl der Schwäche, jenem ohnmächtigen Ringen, nachdem wir uns selber die Hände gebunden. Einen Moment gab es, in welchem wir frei waren. Prüfen wir die Vergangenheit genau, wir werden immer einen solchen Punkt finden, der uns gehörte. Freilich! es war nur ein Punkt und wir waren Menschen. Wir können vielleicht über Grausamkeit, über Härte klagen; über Ungerechtigkeit gewiß nicht.

Es war in der ersten Aprilwoche.

So lange hatte Lady Elliott gegen diese äußere Unfähigkeit des Handelns angekämpft, nachdem sie die innere überwunden.

Jeden Morgen, Tag für Tag war sie mit dem Bewußtsein erwacht, etwas thun zu müssen, was sie nicht thun konnte. Sie zog keinen Arzt dabei zu Rathe, sie fragte nur bei sich selber an. Aber die Füße versagten

ihr den Dienst. Sie wäre zusammengebrochen, wenn sie versucht hätte, zu gehen. Sie konnte nicht.

Sie nahm die Feder, sie tauchte sie ein, aber sie warf sie wieder hin, ehe sie noch ein Wort geschrieben hatte, sie wußte nicht, wie das zu schreiben sei, was sie auf dem Herzen hatte. Sie machte den Versuch noch einmal, an einem anderen Tage. Sie schrieb wirklich, sie bat Gilbert, zu ihr zu kommen. Aber wenn er dann nicht gekommen wäre? Dadurch würde sie sich die Möglichkeit jedes andern Schrittes abgeschnitten haben. Vielleicht, wenn sie ihm gestanden hätte, weßhalb sie wünsche, daß er kommen möge ... Sie zerriß den ersten Brief und schrieb einen andern. Nachdem sie ihn wieder gelesen, fand sie, wie unzureichend er sei. Sie hatte Gilbert schonend und vorsichtig auf die Wahrheit vorbereiten wollen. Aber dadurch war der Brief unklar und unverständlich geworden, er würde seine Wirkung verfehlt haben. Die Zeit der Schonung war vorüber. Sie schrieb einen dritten. Aber sie bebte vor ihren eigenen Worten zurück, indem sie dieselben schrieb. Wenn dieser Brief in andere Hände gerathen sollte, als die seinen? Würde sie dadurch die Sache nicht compromittirt, sich, ihn und den andern Unglücklichen, diesen Herzog verrathen haben, dessen Schicksal auf eine so düstere Weise sie Alle mit sich fortzureißen drohte? Wohin? Sie hatte davon nur jene nebelhafte Ahnung, welche zuweilen die Frauen ergreift, als ob es ihnen in einzelnen und entscheidenden Augenblicken gegeben sei, wie die alten Völker glaubten, die Zukunft zu sehen. Sie war nicht von dem Fortgang der Ereignisse unterrichtet; es drang kaum eine Nachricht, kaum eine Stimme der allgemeinen Verwirrung, die

draußen herrschte, zu ihr herein. Der Arzt hatte ihr die Lectüre der Zeitungen und Flugblätter, welche die Welt von Paris damals in ewiger Spannung hielten, streng untersagt, und Becky war da, um Acht zu geben, daß der Befehl des Arztes streng erfüllt werde. Aber doch hatte Lady Elliott jenen Instinct, der sie warnte. Wenn nur jene Stimmen des Innern auch zuverlässig wären, jene unarticulirten Laute einer Sprache, welche wir nur halb verstehen! . . . Aber das ist es ja, daß wir nur Menschen sind, arme Erdenpilger, die aus dem Geheimniß kommen und durch eine Strecke Lichtes in das Geheimniß zurückgehen . . .

Lady Elliott zerriß auch diesen Brief und gestand sich, daß es unmöglich sei, zu schreiben.

Unter solchen Kämpfen waren die Tage vergangen, bis sie eines Morgens mit dem Vorsatz erwachte, daß sie heute handeln müsse, richtiger, dieser Entschluß weckte sie jählings aus dem Schlafe. Es war ein Auffahren, kein Erwachen mehr. Das Bewußtsein, daß die Tage so hingingen, einer nach dem andern, ohne daß sie dieselben halten konnte, hatte sie innerlich gleichsam aufgestachelt. Es war etwas von Empörung in ihr. Vielleicht raffte das sie innerlich zusammen und machte sie stark. Gab der Entschluß ihr die Kraft, oder gab die Kraft ihr den Entschluß?

Auch diese feinen Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele ruhen in jenem Geheimniß, von welchem wir ganz umgeben sind. Nur der lichte Zwischenraum, den wir Gegenwart nennen, ist unser, die unabsehbare Fläche, die davor sich ausdehnt, liegt im Dunkel. Wir können nur rückwärts sehen.

Es war im April und ein schöner, sonniger Morgen war es, voll jener Klarheit und Sonne, jener Vorempfindung des Frühlings, welche mächtiger wirkt, als der Frühling selber. Gott sei Dank, daß das Leben so viele Frühlinge hat, in denen der Mensch immer wieder anfängt zu hoffen, Sehnsucht zu fühlen ... Nein, das ist keine Täuschung! Das Gefühl, solch' holder Täuschung noch fähig zu sein, wiegt den Besitz und das Leben auf.

Lady Elliott fühlte sich wirklich leicht, frei. Woher diese Elasticität ihres Wesens, als sie sich zum ersten Gang in's Freie ankleidete, als sie das Tuch und den Schleier nahm und die Empfindung hatte, wieder selbstständig zu sein und über sich bestimmen zu können?

„Laß mich," sagte sie zu Becky, welche viel Einwendungen machte; „Du siehst, die Sonne scheint, es ist frühlingswarm draußen, ich habe einen unsäglichen Durst nach Luft."

Becky fragte, ob nicht wenigstens Jemand sie begleiten solle — ein Diener oder Charles?

„Niemand!" erwiderte sie; „ich will allein sein."

Hierauf ging sie; sie wußte wol, wo Gilbert wohne. Es war nicht weit von hier und es war noch früh am Morgen.

O, wie ihr das Herz doch klopfte vor dem ereignißschweren Begegnen! Doch setzte sie ihren Weg ruhig fort, allein, ohne Begleitung, das Haupt vom Schleier verhüllt.

Sie hatte zuerst wenig Aufmerksamkeit für die Straße und es war auch ziemlich still darin, weil die Gegend, in welcher Lady Elliott wohnte, damals mehr noch als

jetzt außerhalb des eigentlich bewegten Kreises der Hauptstadt lag.

Die Straßen waren hier breit und sonnig, sie führten in's Freie. Man hätte an einen Sonntag glauben können, so still war es. Man hörte die Lerche singen über den elysäischen Feldern und Käfer flogen in der blauen Luft auf und nieder.

Auch auf dem Revolutionsplatze herrschte Ruhe, man sah keinen Wagen und nur wenig Menschen. Die Kastanien im Garten der Tuilerien blühten, roth und weiß, wie wir selber sie so oft haben blühen sehen.

Aber plötzlich hielt ein Anblick sie fest, machte sie stutzig, erschreckte sie: ein Schaffot; das Schaffot, auf welchem, drei Monate früher, Ludwig XVI. gestorben war. Aus rothen Balken gezimmert, stand es in der Frühlingssonne, breite Schatten werfend über den Platz, in der That über den Weg, den sie zu gehen hatte. Sie blieb eine Weile schaudernd stehen, dann ging sie durch diesen Schatten.

In einer von den kleinen Straßen, die heute nicht mehr sind, damals aber die Gegend um die Tuilerien und das Palais Royal zu einem Labyrinth machten, wohnte Gilbert.

Indem Lady Elliott in diejenige Straße bog, welche an den Tuilerien vorbei dahin führte, schlug ihr plötzlich der dumpfe Qualm der engen Straße und der Lärm einer darin planlos hin- und herwogenden Menschenmenge entgegen. Es betäubte sie. Die Eindrücke wechselten für sie viel zu rasch. Einer Erwachenden gleich, die sich in der langen Lethargie eines ununterbrochenen Hinbrütens immer nur mit einer Idee, einem Gegenstand, einer Per-

son beschäftigt hatte, sah sie sich hier wieder von so vielen Menschen und Dingen umgeben, daß sie es nicht fassen konnte. Was war hier Wirklichkeit? War es der Friede der Landschaft, die Klarheit der Sonne, die Helligkeit des Himmels, von welcher ein Strahl in ihrer Seele haften geblieben, oder war es diese düstere Straße, diese Masse von überhängenden Häusern und unruhigen Menschen? Wie war sie dahingerathen? Was war ihr Vorhaben ... Ja, ja — jetzt besann sie sich, Gilbert! Gilbert und Orleans ... Sie erinnerte sich an Worte, welche sie von Orleans gehört, aber unklar, unsicher, wie an Worte, von denen man nicht weiß, ob man sie gehört oder nur geträumt hat. Ihre Gedanken, so lange gewohnt, nur auf einem Punkt zu ruhen, waren unstät geworden, nachdem sie wieder genöthigt waren, sich auf mehrere zu vertheilen; sie hatte die Kraft verloren, oder mußte sie erst wieder gebrauchen lernen, einen Eindruck von dem andern zu sondern. Es war eine Flucht von unfertigen Vorstellungen, die durch ihr Hirn jagten. Ihr Auge war geblendet, ihre Seele verwirrt, und ehe sie sich dessen versah, ohne zu wollen, aber auch ohne sich zu wehren, war sie auf einmal mitten in einem Menschenstrom, der aus allen Straßenmündungen hieher zusammendrängte.

Hier unter den Grundmauern der Tuilerien, in welchen, seit das Königthum sie verlassen, das souveräne Volk, der Nationalconvent eingezogen, war der immer siedende Heerd des Aufruhrs, der Wirbelpfuhl der Revolution, welcher durch jeden Windhauch in Bewegung kam. Das Volk belagerte fortwährend die Versammlung seiner Repräsentanten, und obgleich es an diesem Morgen und zu dieser Stunde noch viel zu früh dafür war, so hatten

doch die Ereignisse, deren Eintritt man in jedem Augenblick erwarten konnte, die Menschen hiehergezogen.

Gerüchte, denen die feste Gestalt und ein bestimmter Name noch fehlte, hatten den Allarm über Paris verbreitet. Es waren Schatten in der Luft; aber man unterschied noch den Körper nicht, welcher sie warf. Man wußte nichts Gewisses, aber Furcht ist schlimmer als Gewißheit. Eine allgemeine Spannung lastete auf Allen, eine drückende Unruhe und, obgleich die Atmosphäre so rein und der Frühlingsmorgen so heiter war, eine Schwüle, wie vor dem Gewitter.

Das war der erste klare Eindruck, den Lady Elliott wieder hatte.

Und ein Gewitter war im Anzug: die Krisis, von welcher Orleans mit ihr gesprochen.

Jetzt war Lady Elliott inmitten des Getümmels, und jetzt bemerkte sie die Veränderungen, welche mit der Wirklichkeit vorgegangen, während sie geträumt hatte!

Große Schaaren bewaffneten Gesindels stopften die Ausgänge der Straßen, schlecht bewaffnet, schlecht montirt, schlecht oder gar nicht uniformirt, nur mit der rothen Mütze auf dem struppigen Kopfe, bildeten sie einen Theil des großen Aufgebots von 200,000 Mann, welches die Republik soeben decretirt hatte.

Sie sammelten sich um die rings gepflanzten Freiheitsbäume, deren dreifarbige Bänder und Banner in der Frühlingsluft flatterten, in der Frühlingssonne schimmerten.

Sie marschirten.

Gegen wen?

Gegen Preußen, gegen Oesterreich, gegen Spanien,

gegen Neapel, gegen Holland, gegen Großbritannien, gegen das deutsche Reich, gegen die ganze Welt.

Aber die Republik hatte gelernt, ihre Waffen zu gebrauchen. Ihre Marseillaise war mehr werth als hundert Kanonen. Im Krieg gegen diesen Wirrwarr von Fahnen und Farben konnte diese eine, einzige und rothe Fahne nicht anders, als triumphiren.

Das war kein Grund für die Sansculotten, um zu zittern. So lange sie fest an ihrer Sache, fest aneinander hielten, schleuderten sie frech und keck gegen die kaiserlichen und königlichen Armeen ihren Refrain:

Was thut dem Republikaner Noth?
Nichts als Courage, als Eisen und Brot!

Aber die wilden Sänger waren plötzlich kleinlaut geworden und der Refrain verstummte.

Das Wort: „Verrath", zuerst mit Abscheu zurückgewiesen, dann mit Widerwillen gedacht, schlich wie ein finsteres Geräusch, das keinen Namen hat, umher. Es ward zu einem Gemurmel, dessen Meinung man noch nicht verstand, es saß, unausgesprochen, auf den Lippen.

Die Nordarmee war in diesem Augenblicke, wo die englische Flotte von Spithead in Ostende geankert und die österreichische Armee die Offensive ergriffen hatte, das Bollwerk der Republik, und der Commandeur dieser Armee war Dumouriez, und Dumouriez, der große Name von Frankreich, der Sieger von Valmy — Dumouriez war verdächtig!

Niemand hatte dieses Wort noch ausgesprochen, aber Jeder fürchtete, daß er es im nächsten Moment hören werde.

Die Republik stand am Rande des Untergangs.

Dumouriez hatte eine Schlacht verloren und war dann unthätig geblieben, scheinbar unthätig, denn im Geheimen waren die Commissäre des Convents und die Stafetten des Generals hin- und her-, und her- und hingegangen. Der Convent war im Besitz wichtiger Geheimnisse, aber in das Volk war nichts davon gedrungen, als die Angst, und das Volk murrte. Man hörte mehr Verwünschungen gegen die Reichen und die Gemäßigten, als gegen die Preußen und die Oesterreicher, und man befürchtete, daß sich die Gräuel vom 2. September erneuern könnten. Die Männer des Schreckens waren wieder auf dem Platz und die Schauspiele waren geschlossen — dies schlimme Zeichen für Paris!

Am Anfang dieser Woche waren die Abgesandten des Jacobinerclubs in das Lager der Nordarmee gereist, es waren ihre Mittheilungen, welche die heute früh erschienenen Morgenzeitungen und Fluglätter veröffentlicht hatten.

Alle Welt riß sich um sie, Jeder wollte sie haben.

Welch' ein rasender Tumult das war in diesen engen Straßen! Und welch' ein Anblick! Tausend Stimmen ließen sich hören, tausend Rufe, tausendfaches Geschrei. Ein ganzes Volk war im Fieber. Eine Stadt, eben noch, gestern noch todt, stumm, plötzlich von einem einzigen elektrischen Funken durchzuckt, getroffen, auflebend — murmelnd, siedend, im Aufruhr! Der Hunger, die gestörte Ordnung des Lebens, die Unterbrechung jeder Art von ernstlicher Arbeit, die Herd- und Heimatlosigkeit hatten ihren Ausdruck auf allen Gesichtern, und jede Leidenschaft, Zorn, Groll, Haß und Verzweiflung hatten ihre Stimmen. Man konnte kaum noch durchdringen vor Menschen, und

Lady Elliott fing nun an, die Gefahr zu begreifen, in die sie sich begeben. Dieses Gefühl führte sie wieder zur Aufmerksamkeit auf die Dinge, die außer ihr waren, zurück.

Wie hatte sich Paris verändert, seit sie es nicht mehr gesehen!

Ueberall auf dem Pflaster, an den Ecken der Häuser waren wandernde Tribünen, Volksredner, Zettelankleber mit Kreuzstange, Tornister, Kleistertopf und bleiernem Licenzschild, überall an den Wänden und Mauern und Bretterverschlägen Affichen, Placate, Proclamationen und Municipal-Ordonnanzen, rothe und blaue, grüne, gelbe und weiße, ein Blatt über dem andern, eins gegen das andere springend, eins mit dem andern im Kampf, eins dem andern seine riesengroßen Lettern entgegenspeiend, stumme Redner, die sich das Wort streitig machten, Paniere des Volkes, die in dieser Schlacht von einem Tage und von einer Stunde zur andern schon zerrissen und zerfetzt waren. Und überall vor den Thüren, an den Fenstern, an irgend einer Stelle der Häuser Schildbretter mit der bürgerlichen Inschrift in drei Farben: „Einheit, Untheilbarkeit der Republik. Freiheit, Brüderlichkeit oder der Tod!“

Und dazwischen immer und immer wieder die Rufe der Zeitungsjungen und die Stimmen der Colporteurs.

„Hier sind Neuigkeiten, eben eingetroffen!“

„Der Moniteur!“

„Die Gazette de France!“

„Das Thermomêtre du jour!“

„Das Journal des Débats! Der Babillard! Der Volksreder vom Bürger Fréron!“

„Der Publizist der französischen Republik von Marat, dem Volksfreund!"

„Hier ist mein Rest für zwei Liards — für zwei Liards!"

„Hier ist der Brief der Deputirten!"

„Der Brief der Deputirten!" war der tausendfache, immer wiederholte Ruf der Menge.

Jeder wollte ihn hören, lesen, haben — die Zahl der Blätter genügte nicht.

„Auf die Tribüne!" schrie nun der Volkshaufe. „Wir wollen den Brief der Jacobiner hören! Lest uns den Brief der Jacobiner!"

Von einer Masse von Schultern emporgetragen, erschien nun ein Individuum, welches Lady Elliott bekannt war.

„Hier ist mein Freund Mucius," rief eine Stentorstimme, welche mit ihrer rauhen Gewalt den Tumult der andern übertönte. „Er ist ein Gelehrter und kann lesen!"

„Hurrah!" schrie der Pöbel, als er die Stimme seines Lieblings hörte. Es war in der That der große Nicolas, in einer grotesk zusammengestoppelten Uniform, mit Schleppsäbel und rother Mütze und tricolorer Schärpe. Er war nämlich vor Kurzem „licensirter Gendarme" geworden, aber trotz seines Avancements war seine Freundschaft für den armseligen Kameraden, dem sich noch immer nichts Rechtes hatte bieten wollen, dieselbe geblieben. Doch sollte nun auch das Schicksal seines Freundes sich verändern: und wenn er ihn bis heute genährt, getränkt und gekleidet hatte (auf Kosten der Nation), so sollte von heute ab die Nation diese Sorge selber übernehmen; mit anderen

Worten: das Patent, welches Mucius Scävola zu einem von den „porte-clefs“ oder Untergefangenwärtern des Temple machte, war an diesem Morgen ausgefertigt worden, und dies war so zu sagen sein „letztes Auftreten“ auf der Straße.

„Auf die Tribüne!“ wiederholte sich der stürmische Ruf, und Truchon's spiritueller Bundesgenosse, ci-devant Magister und nunmehriger Gefangenwärter des Temple, ward von der Masse emporgehoben und erschien alsbald auf einer Tonne, die an dem Fuß eines Freiheitsbaumes aufrecht stand, mitten unter dem Gewühl von Köpfen und emporgestreckten Händen.

Ach! bei diesem armen Manne hatte die Revolution gar nicht recht anschlagen wollen; er war immer magerer dabei geworden, sein Gesicht trug Spuren eines innerlichen Kummers, die sich jetzt aber glätteten und verwischten, indem er die Druckschrift mit einem Gefühl von Wichtigkeit vor sich ausbreitete und dann pathetisch zu lesen begann:

„Ein Brief der Deputation . . .“

„Ist noch keine Nachricht da . . .?“

„Still! still!“ ward von allen Seiten gerufen. „Keine Unterbrechungen hier! Lesen!“

Nachdem der vorlaute Fragesteller auf diese Weise zur Ruhe gebracht war, stellte sich ringsum ein gespanntes Schweigen her, nur zuweilen unterbrochen von einem unterdrückten Ausruf der Beistimmung oder des Unwillens, und Mucius Scävola las:

„Die Deputirten des Jacobinerclubs an ihre Mitbürger in Paris!

„Bürger! Wir reden zu euch aus einem kleinen

Dorfe Belgiens, in der Nähe unseres Lagers. Wir haben es im Auge, wir werden es nicht daraus verlieren und uns nicht von hier entfernen, bis die Pflicht erfüllt ist, welche die heilige Sache der Jacobiner uns auferlegt. Am Morgen nach unserer Ankunft begaben wir uns zum General. Wir machten ihm Vorstellungen, sowol in unserer Eigenschaft von Abgesandten der Jacobiner als von Mitgliedern des Nationalconvents. Der Convent! rief er, was! der Convent ist eine Versammlung von 735 Tyrannen! . . ."

Ein allgemeiner Ausbruch des Zornes erstickte für eine Weile die Stimme des Lectors. Dann fuhr er fort:

„So lange ich einen Zoll Stahl habe," gab Dumouriez uns zur Antwort, „werde ich nicht dulden, daß der Convent regiere und Blut vergieße durch das Mittel jenes Revolutions-Tribunals, welches er zu errichten im Begriffe steht! Was die Republik betrifft, so ist sie ein leeres Wort . . ."

Wieder unterbrach ein Sturm des Unwillens die Worte, welche Mucius las.

„Es lebe die Republik!" zitterte es rings von den hohen Giebelwänden zurück, „es lebe der Convent der französischen Nation!"

„Ein leeres Wort," fuhr Mucius fort, „an das ich drei Tage geglaubt habe. Aber seit Jemappes habe ich jeden Erfolg bereut, welchen ich in einer so schlechten Sache errungen habe. Ich sehe keine Möglichkeit, die Invasion zu vermeiden. Die Freiwilligen, welche man mir sendet, sind Feiglinge und Verbrecher. Frankreich wird von einer Versammlung von Wahnsinnigen regiert;

das muß aufhören, oder Alles ist verloren. Die Primärversammlungen müssen zusammentreten, um die Verfassung zu prüfen, man muß sie sofort einberufen, weil die fremden Mächte durchaus nicht mit dem Convent, sondern nur mit dem Volk und mir unterhandeln werden. Es gibt daher nur Ein Mittel, um das Vaterland zu retten, und das ist Wiederherstellung der Verfassung von 1791 und ein König!“

Dieses Wort wirkte wie ein Donnerschlag, wie ein Blitzstrahl, der gezündet hat. „Nieder mit Dumouriez! Dumouriez ist ein Verräther! Nieder mit dem Nachfolger Lafayette's!“

Die Piken der Bewaffneten klirrten gegeneinander und das Wort „Dumouriez“ und „Verrath“ wurde zum erstenmal mit einander durch die Straßen von Paris gerufen.

Dann las Mucius weiter. „Könnten Sie an so Etwas denken, General? fragte Einer von uns, die Franzosen haben einen Abscheu vor dem Königthum und dem bloßen Namen Ludwig ... Was liegt daran, erwiderte Dumouriez, ob der neue König sich Ludwig oder Philipp nenne ...“

Wieder ward der Redner unterbrochen. Aber diesesmal von einem wilden Geheul.

„Philipp! ... Philipp Egalité!“ wirbelte es in tausend verschiedenen Stimmen durcheinander — „wir wollen keinen König! Nieder mit dem Usurpator! Nieder mit dem Heuchler! Nieder mit dem falschen Freund des Volkes! Nieder mit dem Vetter Ludwig Capet's! Nieder mit Orleans! ...“

Jetzt hatte Lady Elliott verstanden! Jetzt begriff

sie den Zusammenhang zwischen Orleans' räthselhaften Worten und der Bewegung, in welcher diese Stadt gährte, das Volk rebellirte und die Republik zitterte. Jetzt wußte sie, wer die Beiden seien, die einander gegenübertreten mußten in der nächsten Minute schon ... Wie auch der Würfel fallen mochte ... es stand Alles auf dem Spiele! Jetzt keine Zögerung länger! Jetzt zu Gilbert! ...

Sie war so nahe bei seinem Hause hier; aber sie konnte nicht dahin dringen. Das Volk war wie eine Mauer um sie.

Jede Minute war kostbar; an jedem Athemzug hing Leben oder Tod — aber sie mußte bleiben, sie mußte hören.

„Und was sind Ihre Mittel? fragte Einer von unsern Deputirten den General. Meine Armee, erwiderte er; — ja meine Armee, sie wird es vollbringen, und aus meinem Lager oder aus dem Schooß einer Festung wird sie erklären, daß sie einen König verlangt ... — Aber Ihr Project, erwiderten wir dem Tollkühnen, wird die Gefangenen des Tempels ruiniren ... — Mag der Letzte der Bourbonen fallen, war seine Antwort, und mögen selbst die von Coblenz zu Grunde gehen; Frankreich wird doch seinen König haben! ..."

„Bourbons und Orleans — sie sollen Alle in ihrem Blut ersticken!" brauste es durch die Straßen.

„Und wenn Paris," fuhr Mucius Scävola in seiner Vorlesung fort, „wenn Paris diesen Mord zu den andern hinzufügt, mit welchen es sich schon geschändet hat, so werde ich meine Armee nach Paris führen, den Convent

auseinandertreiben und euch zeigen, daß meine Logik so gut ist, als meine Kanonen! . . .“

„Und was sagten unsere Deputirten?“ riefen viele Stimmen aus dem Haufen.

„Bürger!“ fuhr Mucius fort, „wir stehen auf unsern Posten und werden davon nicht weichen. Wir haben dieses Gespräch, welches ihr jetzt kennt, sofort an den Convent berichtet, und der Convent hat auf Grund dessen den General vor seine Barre gefordert. Der General hat den Gehorsam verweigert, und in dem Moment, wo dieses Schreiben abgeht, sind die Convents-Deputirten und der Kriegsminister der Republik eingetroffen, um den General zu verhaften!“

In diesem Augenblicke ließ sich ein neuer Lärm von der entgegengesetzten Seite vernehmen.

„Platz da!“ hieß es, „Platz da! Depeschen aus dem Lager! Depeschen an den Convent!“

Und auf schaumbedecktem Pferde sprengte ein Courier durch die Massen und schwenkte, indem er dahinsauste, seinen Hut mit den tricoloren Federn.

„Es lebe die Republik!“ rief er.

„Es lebe die Republik!“ antwortete mit unaufhörlichem Schwenken von Mützen und Tüchern der Menschenhaufe, der, um ihn durchzulassen, auseinandergewichen war.

Diesen Vortheil benützte Lady Elliott, um zu entkommen, und bald darauf stand sie vor der Schwelle von Gilbert's Haus.

Sechstes Capitel.

Lasciate ogni speranza.

Es war das Hotel garni „A la bonne foi“, eines jener alten düstern Giebelhäuser, so hoch und unregelmäßig, mit so viel schwarzgeräucherten Balken und ausgetretenen Treppen, mit so viel Fenstern und Stockwerken und so viel Menschen darin, als damals in den bevölkerten und ärmeren Quartieren von Paris die Regel war. Hier wohnte Gilbert und er trug seine Armuth stolzer zur Schau, als der Generalpächter v. Bourguignon jemals seinen Reichthum.

In dieser besonderen Straße war weniger Lärm, als in denjenigen, aus welchen Lady Elliott eben, ganz verwirrt noch, entflohen war. In der That, es ist mit Städten in Empörung, wie mit dem menschlichen Organismus, diesem „kleinen Königreich“ in Empörung: das Leben und Blut drängt gewaltsam, convulsivisch nach einer Stelle, an der andern stockt es.

Auch in dem Hotel garni fand Lady Elliott keinen Menschen, den sie hätte fragen können, Niemand begegnete ihr auf der Treppe, die sie hinanflog, mit der ganzen Hast ihres Herzens.

Hier war die Mansarde, vier Treppen hoch, unter dem Dach und da war die Thür und daran ein Blatt mit folgenden Worten, von seiner eigenen Hand geschrieben:

Le Citoyen Gilbert Lahaye.
Député à la Convention.

Lady Elliott stand der Entscheidung gegenüber. Dies war der Moment, auf welchen jede Regung ihrer Seele, bewußt und unbewußt, hingearbeitet, welchen sie gleichsam der Natur und sich selber abgerungen hatte. Jetzt war er da. Sie klopfte.

Aber keine Antwort. Hatte Lady Elliott auch an die Möglichkeit gedacht, daß sie Gilbert vielleicht nicht treffen werde? Jetzt überlief es sie kalt.

Es hat etwas so Beengendes, vor einer verschlossenen Thür zu stehen, und vor einem Zimmer, in dem Niemand ist, um Einlaß gebeten zu haben. Wir erhalten keine Antwort. Wir haben zu einem Abwesenden gesprochen und hätten ebenso gut zu einem Todten sprechen können. Das Schweigen nimmt etwas Geisterhaftes an: zum erstenmal erschrecken wir vor unserer eigenen Stimme. Und Lady Elliott war in einem gewissen Sinne abergläubisch. Sie fürchtete die Vorbedeutungen.

Sie klopfte das zweitemal.

Doch blieb Alles still, still auf der Straße, still auf dem Flur, still im ganzen Hause. Es war wie ausgestorben, dieses Haus, mitten in dem tosenden Paris.

Sie legte das Ohr gegen die Thür.

Sie hörte nur den Lärm der entfernten Straße, abgeschwächt durch den Raum, der dazwischenlag und dazu schien immer ein gelber Lichtstreif durch einen Sprung in

der Thür. Licht und Schall kamen, gedämpft und geisterhaft, wie aus einem Jenseits. Hier war Alles todt. Ihr wurde bang in diesem Zwielicht, in dieser Ungewißheit, dieser Einöde.

Jetzt ergriff sie die Klinke der Thür und rüttelte daran.

Aber die Thür leistete Widerstand, sie war verschlossen.

Und jetzt bemächtigte sich ihrer jenes furchtbare Gefühl der Enttäuschung, das so niederschmetternd ist, wenn wir auf eine Hoffnung Alles gesetzt haben, und diese Hoffnung schlägt fehl. Sie empfand plötzlich jene Leere, als ob es auf der Welt nun nichts mehr für sie gebe, als ob alles grau, trostlos, ohne Hoffnung wäre, ein einziger großer Nebel. Und dieser Nebel umhüllte für einen Moment ihre Besinnung, umflorte ihre Augen — es ward ganz dunkel vor ihr. Sie fühlte, wie alles Blut zum Herzen drang und durch die Schläfen ging ein heftiger Schmerz.

Dieser Schmerz gab ihr die Besinnung wieder. Sie fuhr mit der Hand über ihre Schläfen, in ihrem Innern begann der Kampf zwischen dem Willen und dem Blut, dieser letzte und schwerste Kampf der leidenschaftlichen Seelen, welche, die ewigen Räthsel unserer Doppelwelt, zugleich so sinnlich und so ideal, so irdisch und so himmlisch, so zerrissen zwischen Mensch und Gott sind, jener reichbegabten Naturen, welche wir beweinen, wenn sie in diesem Kampf untergehen, und bewundern, wenn sie glorreich daraus hervorgehen . . .

Aber was haben sie gewonnen, wenn sie siegen? Besteht doch dieser Kampf darin, Alles zu opfern, Alles

hinzugeben, arm zu werden, elend zu werden ... diesen Schimmer von Schönheit, an dem das Herz gehangen, abzustreifen, diese Träume von Liebe, Genuß und Schwärmerei zu zerstören, um zuletzt, wenn wir einsam dastehen, verlassen und verstoßen, unbekannt, nachdem die Feste des Lebens verrauscht und ihre Gäste alle gegangen ... auf irgend einem Punkt der Erde, der uns heimathlich gewesen durch seine Verbindungen, und fremd geworden, nachdem wir sie gelöst haben ... um uns dann zu gestehen: wir haben Alles verloren und nichts gerettet, als uns selber. Aber dieser innerste Kern unseres Daseins, dieses Ich, dieses Nichts, ist unser Alles. Es ist unsere Zukunft. Es ist unser Himmel.

Lady Elliott ballte beide Fäuste — o, diese Hände, die einst so voll, so weich und so schön gewesen, ein Spielzeug der Liebe, und nun so hager, so durchsichtig waren, Hände einer Anachoretin.

Dann plötzlich zwang sie sich, zu lächeln. Ja, sie *zwang* sich. Aber unter dem Lächeln rollte eine Thräne herab.

Sie faßte sich innerlich gewaltsam zusammen und sagte: „Ich *will* ruhig sein, ich will *ruhig* meinen Weg verfolgen. Heute *muß* etwas geschehen. Ich *darf* nicht mehr umkehren. Ich habe eine *Pflicht* zu erfüllen und ich werde sie thun bis ans Ende, was mein Loos auch sein möge — einerlei!"

Hierauf schritt sie die Treppe hinab, ruhig und besonnen, während unter ihrer Fassung und festem Entschluß ihre Pulse siedeten und ihr Inneres kochte, wie die Quellen des Geiser unter dem Schnee, jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen.

Sie fand in der Loge des Concierge einen Jungen, welcher auf der Treppe halb saß, halb lag, und ein republikanisches Lied summte.

„Mein junger Bürger," sagte sie, „ist dieses Hotel leer?"

„Bei Tage, ja, bis auf den Stiefelputzer!" erwiderte der kleine Bursche, indem er seine rothe Kappe über die Stirn schob. „Corbleu!" rief er, „ich wäre auch lieber draußen auf der Straße und riefe Hurrah und schwenkte die Mütze und ließe die Republik leben! Aber ich muß wol heut' zu Haus bleiben, weil mein Vater Geschäfte im Convent hat."

„Wer ist denn Dein Vater?"

„Ha, ha — die gute Bürgerin!" lachte der Gamin, als ob alle Welt wissen müßte, welch eine große Person sein Vater sei. „Nationalgardist, Bürger der französischen Republik und Pförtner dieses Hauses," sagte er, indem er sich erhob, um vor der dreifachen Würde seines Vaters gleichsam die Honneurs zu machen.

„Und der Bürger-Repräsentant Lahaye," fuhr Lady Elliott fort, „Du kennst ihn doch?"

„Alle Achtung vor dem Bürger-Repräsentanten!" sagte der Sohn seines Vaters, indem er die schmutzigen Finger an seine schmutzige Mütze legte.

„Er ist nicht zu Hause?"

„Wird der zu Hause sein, wenn alle Welt draußen ist? ... Bürgerin!" und dabei sah er sie mit seinen großen schwarzen Augen vertrauensvoll an, indem er sich zugleich auf die Zehen hob, um ihr Ohr zu erreichen. „Bürgerin! heute geht's los!"

„Was denn?" fragte die Dame.

„Weiß ich's? ... Aber es geht los. Verlaß Dich darauf, Bürgerin," wiederholte er, indem er ein höchst wichtiges Gesicht machte. „Der Bürger Lahaye ist gestern spät in der Nacht aus dem Norden zurückgekehrt und heut' in aller Frühe hat ihn Robespierre zu sich rufen lassen ... Es geht los! Es geht los!"

Aber Lady Elliott hörte nicht mehr auf ihn. Jetzt, wo sie den Faden wieder hatte, in diesem unendlichen Labyrinth von Paris, jetzt wollte sie keine Minute der Unthätigkeit mehr verbringen. Sie sagte nur noch: „Robespierre!"

Verwundert sah der Bursch ihr nach, wie sie eilig das Haus verließ.

Er stellte sich auf die Hausschwelle und sah ihr nach und lachte und sagte: „Das muß auch eine große Dame sein!" und pfiff die Melodie von irgend einem Spottlied und tanzte dazu und drehte sich um sich selber und sang immer: „zon, zon, zon, et zon, zon, zon!" bis Lady Elliott hinter der Straßenbiegung verschwunden war.

Das Haus, in welchem Robespierre wohnte, lag in der Straße St. Honoré, der Kirche l'Assomption gegenüber. Man zeigt noch heute die Stelle.

Dort lebte er während der ganzen Revolution, zuerst unbekannt, dann verlacht, dann gefürchtet, dann auf dem Gipfel seiner Macht, bis zu seinem Sturze, bei dem Zimmermann Duplay, mit dessen ältester Tochter, Eleonore, er verlobt war.

Das Aeußere dieses Hauses entsprach dem Charakter und der Sinnesart seines Bewohners; schlicht, einfach, mittel-bürgerlich, ohne jede Ostentation, weder der Armuth, noch des Reichthums.

Eine flache Mauer schloß das Haus, welches, von einem Hof umgeben, fast ein ländliches Aussehen hatte, gegen die Straße St. Honoré, schon im damaligen Paris eine der Hauptadern des großstädtischen Verkehrs, mit Läden und Magazinen, denen freilich das elegante Publicum von heute und die glänzenden Equipagen fehlten. In der That, die Fuhrwerke, welche zu jener Zeit und fast ein Jahr lang ausschließlich in dieser Straße gesehen werden sollten, waren die Karren mit einem Pferd bespannt und mit Verurtheilten bepackt, welche zu dem Schaffot des Revolutionsplatzes fuhren.

Gegenüber war die Kirche.

Ein eiserner Klingelzug saß an dem Eingangspförtchen der Mauer, und nicht ohne Bangen behielt Lady Elliott den rostigen Griff desselben einen Augenblick in ihrer Hand. Dann belehrte sie der schrille Laut einer Glocke, der von innen gehört ward, daß auch dieser Schritt gethan sei.

Das Pförtchen öffnete sich.

Eine Frau erschien hinter der Thür, in der Kleidung und mit dem Aussehen der Frau aus dem Volke, der Handwerkersfrau in mittleren Jahren.

„Was sucht die Bürgerin?“ fragte sie mit einem strenggefaßten Ton, in welchem weder etwas Abschreckendes, noch etwas Einladendes gewesen wäre. Er war kalt.

„Sie sind die Bürgerin Duplay?“ sagte Lady Elliott, noch immer befangen, „die Frau des Zimmermanns?“

„Die bin ich,“ war die Antwort, „haben Sie ein Anliegen?“

„Ich wünsche den Bürger Robespierre zu sprechen.“

„Das ist so gut wie unmöglich,“ versetzte die Frau,

„heut' so gut wie unmöglich," wiederholte sie. „Die Bürgerin wird ein anderesmal wiederkommen müssen." Und sie wollte das Pförtchen wieder schließen.

„Ich bitte Sie," sagte Lady Elliott, indem sie vortrat — „Sie sind eine Frau wie ich. Sie haben ein Herz wie ich ... sagen Sie mir, warum denn heute nicht? ..."

„Heut'?" sagte die Frau und sah sie groß an. „Ganz Paris ist in Bewegung und Sie fragen noch? Außerdem," und dabei blickte sie nach der Uhr der Kirche gegenüber, „es sind nur noch einige Minuten bis Eilf, und dann ist die Sprechstunde des Bürger-Repräsentanten vorüber."

„Aber was ich ihm zu sagen habe, bezieht sich auf diesen Tag; morgen, heute Abend, in einer Stunde schon würde es zu spät sein ..." preßte Lady Elliott mühsam hervor.

„So!" sagte die Frau des Zimmermanns, und ein hämischer Zug spielte um ihre Lippen. Dann nahm ihr Gesicht wieder den früheren Ausdruck von Unbeweglichkeit an. „Wir kennen diese Manier der vornehmen Damen, welche um den Kopf irgend eines Verräthers betteln," sagte sie kalt.

„Ich komme nicht deswegen," rief Lady Elliott heftig und entschlossen, „ich weiß, daß Lahaye bei Robespierre ist. Sehen Sie nicht, daß ich Eile habe? Man kommt nicht zu Robespierre, und an diesem Tage, wenn es nicht um Robespierre's selber willen wäre! Sagen Sie dem Bürger-Repräsentanten, daß eine Freundin Gilbert's ihn dringend zu sprechen habe — vergessen Sie das nicht,

eine Freundin Gilbert Lahaye's. Lassen Sie mich eintreten, Bürgerin! oder auf Ihren Kopf die Verantwortung!"

Lady Elliott war schon eingetreten.

Frau Duplay war unschlüssig geworden; ein anderer Zug von Bewegung trat für einen Augenblick in ihrem Gesichte hervor. Es war doch in ihrer Seele noch ein kleiner Winkel, in welchem sie nicht stärker war als die andern Menschen, die andern Frauen ... wo sie Mutter war und an ihre Tochter, die Verlobte Robespierre's, dachte ...

„Gut," sagte sie, „ich will es versuchen."

Dann schloß sie das Pförtchen hinter sich.

Sie waren nun am Rande des Hofes, in dessen Mitte sich eine große Menge von Menschen bewegte, Gestalten von der Straße, einige mit tricoloren Schärpen, Alle aber mit irgend einem Zeichen der neuen Freiheit, mit rothen Mützen, hölzernen Schuhen, Cavallerie-Säbeln, Cocarden.

Lady Elliott bemerkte die Unruhe, die in dem Haufen herrschte. Es waren Bittsteller und Bittstellerinnen darunter, die mit Petitionen, mit Anliegen, mit Briefen und Empfehlungen für Robespierre gekommen waren, in der einzigen Vormittagsstunde, in welcher er zu sprechen war. Aber durch die Menge dieser Menschen, deren Gesichter nur Hoffnung oder Verzweiflung, Müdigkeit oder Erwartung ausdrückten, drängten sich beständig jene rauhen Figuren in Holzschuhen und Hemdärmeln, aus welchen später der Convent die Leibwache Robespierre's formirte, jene verhängnißvollen Statisten in dem kurzen, aber furchtbaren Trauerspiel, welches von diesem Tag an beginnen sollte. Der Geruch von schlechtem Tabak wehte vor ihnen

her, und mit Flüchen bahnten sie sich durch die Haufen der eingeschüchterten Bürger ihren Weg zu und von Robespierre. Einige trugen große Placate unter dem Arm, andere hatten Druckerjungen in ihrem Gefolge, dieses merkwürdige Geschlecht von Jungen, welche niemals größer oder älter zu werden scheinen, immer schwarze Gesichter, schwarze Hände und schwarze Hemden gehabt haben und haben werden, und damals auf dem struppigen Haar zum Unterschiede nur feuerrothe Mützen trugen.

Und zu dem unruhigen Lärm von Stimmen und Schritten, zu der aufgeregten und aufregenden Stimmung dieser Scene hörte man rings umher aus den Bretterschuppen und Lagerstellen, welche den Hof einschlossen, den friedlichen Klang der Arbeit. Welch ein Contrast! Da war überall eine geordnete Thätigkeit, hier, in dem fürchterlichen Sitz und gebärenden Mittelpunkt der Revolution. — Draußen war der Schrecken des Todes, und hier wurde gearbeitet, gezimmert und geschafft! Man hörte den Schall des Hammers und das Knarren der Säge; man hörte den Hobel über die glatten Bretter gehen und sah die Späne zu Boden fallen. Man hatte den frischen Athem und Geruch des Holzes und in manch Einem von denen, die hier standen, mochte wol die Sehnsucht nach einer Zeit erwachen, wo der Herzschlag der Arbeit nicht länger mehr von dem Herzschlag der Verzweiflung begleitet würde . . .

Auf der einen Seite des Hofes war das Wohnhaus, ein kleines, einstöckiges Gebäude, außen von einer hölzernen Galerie mit Geländer umgeben. Auf diese freie Galerie sahen die Thüren und Fenster des obern Stockwerks. Die andere Seite ging nach der Straße.

Lady Elliott ward in ein Zimmer des Erdgeschosses geführt, welches bis zur Nüchternheit einfach, ohne jeden Schmuck, außer dem einiger Blumentöpfe vor den Fenstern, aber geräumig und von einer außerordentlichen Sauberkeit war. Da saßen, auf hölzernen Stühlen, zwei Mädchen mit nicht unschönen oder unedlen Gesichtern, obwol nur Ernst und Strenge, etwas von dem scharfen Schnitt altrömischer Gemmen, keine Spur der Lieblichkeit darin war: die Töchter Duplay's und eine davon die Verlobte Robespierre's. Die Mädchen, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, sahen mit einem kalten Gruß auf, als die Fremde hereintrat, aber sie erhoben sich nicht von ihren Stühlen. Ein hölzerner Stuhl ward auch Lady Elliott angewiesen, dann entfernte sich Frau Duplay.

Die Mädchen sprachen nicht miteinander und sprachen auch nicht mit Lady Elliott. So nüchtern und frostig auch der Eindruck gewesen, den der Anblick der auffälligen, fast gesuchten Einfachheit auf das durch die schönen Formen verwöhnte Auge dieser Dame machte, so beschlich sie doch nun ein Gefühl von Wehmuth und Neid, indem sie das Zimmer betrachtete, welches voll Ruhe und Stille war, während rings umher die Aufregung des Tages fluthete, voll Blumen und voll Sonne, deren Strahl friedlich durch die Fenster hereinglitt und um die blonden Köpfe der Mädchen schimmerte, die mit dem Ausdruck eines vollkommenen inneren Gleichgewichts über ihre Arbeit gebeugt saßen, und ungestört von den Vorgängen im Hofe, die Nadel einfädelten und die Hände bewegten — das einzige Geräusch in der Stube, das Picken und der Gesang eines Canarienvogels, welcher in seinem sonnedurchglühten Käfig aus voller Kehle zwitscherte . . .

„O," rief es in Lady Elliott's Herzen, „wer doch sein könnte wie diese, an welche niemals eine Versuchung herangetreten, und die, wenn sie käme, zu kalt sein würden, um ihr zu folgen ... Ist die Tugend denn wirklich mehr als eine Eigenschaft?" So sprach sie mit sich selber in diesem Zimmer, in welchem, wenn seine Arbeit gethan, „der einzig tugendhafte Mann in Frankreich," Robespierre, in voller Vertraulichkeit mit seinem Wirthe lebte, mit ihm an einem Tische speisend, aus einem Kruge trinkend und mit ihm an die Verwirklichung eines Ideals, die Verwirklichung von etwas Unwirklichem und Unmöglichem, des Rousseau'schen Naturmenschen, glaubend.

Nun kam die Wirthin zurück.

„Bürgerin," sagte sie, „ich habe Sie bei Robespierre gemeldet, Lahaye selbst stand neben ihm ..."

Eine purpurne Röthe flog über Lady Elliott's bleiche Wangen.

„Und Gilbert Lahaye?" fragte sie hastig.

„Nachdem ich Ihren Namen genannt, beugte Lahaye sich zu Robespierre, flüsterte ihm ein Wort in's Ohr und ging ..."

„Wohin?" rief Lady Elliott.

„Er entfernte sich über die Treppe nach der Straße hin ..."

„Und Robespierre?"

„Erwartet Sie sogleich; wenn es gefällig ist, ich führe Sie zu ihm."

„Er flieht vor mir! ..." sagte Lady Elliott leise, indem sie den Blick niederschlug. Dann folgte sie der Wirthin.

Ueber eine Holztreppe im Innern des Hauses traten

sie auf die Galerie. Da saß Robespierre auf einem Stuhl, in der Morgensonne. Er war mit einem Pudermantel umhüllt. Er ließ sich frisiren.

Wunderbarer Contrast, wohin wir sehen! Robespierre läßt sich frisiren an dem Tage, in der Stunde, ja in der Minute der fürchterlichen Entscheidung, ob das Schicksal ihm den Triumph gönnen werde, ihm, dem Advocaten von Arras, Lenker der Republik und Herr von Frankreich zu sein für ein Jahr und drei Monate! Ein Jahr und drei Monate! Armselige Frist! Aber doch genug für die Unsterblichkeit! Denn „1793“, dieses Jahr Robespierre's, steht wie eine eiserne Scheidewand zwischen den Jahrtausenden. Diese fünfzehn Monate wird die Welt niemals vergessen. Die Welt nach Robespierre ist eine andere, als die Welt vor Robespierre. Mag diese neue Welt ihm fluchen — aber er war doch ihr erster Bürger! Mag sie seine Ueberzeugung frevlerisch oder verbrecherisch nennen — aber er hat doch das gute Glück gehabt, für sie zu sterben.

Eben schlug es Eilf von der Kirche de l'Assomption.

Robespierre's Friseur, der eine rothe Mütze und eine weiße Schürze trug, nahm ihm den Pudermantel ab, gab seinen gepuderten Löckchen und „ailes de pigeon“ über den Schläfen die letzte Berührung und sagte: „Nun ist es gut, Bürger-Repräsentant, Ihr könnt Euch damit sehen lassen!“

Robespierre erhob sich, eine Menge von Zeitungen, gedruckte Blätter und Schriften aller Art, welche er während des Frisirens gelesen hatte, fielen von seinem Schoß herunter und zu beiden Seiten nieder, er schob einen Stuhl, auf welchem sich die Reste seines Frühstücks, etwas

Wein, Brot und einige Früchte befanden, zurück und empfing die Dame, die mit Frau Duplay über die Galerie gekommen war.

Lady Elliott machte eine Verbeugung, welche Robespierre steif, mit einer Miene der Herablassung, aber höflich, wie ein großer Herr, erwiderte.

„Beliebt es der Bürgerin!" sagte er, indem er nach einer Thür wies, vor welcher ein großer Hund ausgestreckt lag, eine Dogge.

Lady Elliott bebte vor dem ungeschlachten Thier zurück, unbewußt und in der That auch kaum bemerkbar. Aber den scharfen Augen Robespierre's entging nicht das leiseste Zucken der Gesichter, die er beobachtete.

„Die Bürgerin fürchtet sich vor Hunden?" sagte er mit einem Lächeln, welches keinen bestimmten Ausdruck hatte, weder von Ironie, noch von Wohlwollen. Man hätte es für das eine oder das andere nehmen können. „Brount!" rief er, und das Thier erhob sich, kroch auf dem Boden zu ihm, und an ihn gedrückt, wedelte es mit dem Schweif und leckte ihm die Hände.

Dann öffnete Robespierre die Thüre seines Gemachs und Lady Elliott trat ein. Es war einfach, bis zur Aermlichkeit. Es war sein Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer. In der einen Ecke stand ein Bett von Nußbaumholz, mit blau- und weißgeblümten Leinen bedeckt, daneben ein Tisch und einige Rohrstühle. In der andern Ecke stand ein Repositorium von Tannenholz, in welchem seine Manuscripte, seine Reden, seine schriftlichen Aufsätze lagen. Es waren nur wenig Bücher da, Lady Elliott bemerkte auf dem Tische nur zwei Bücher aufgeschlagen, auf dem Rücken des einen: „Le contrat social",

auf dem des andern: „Profession de foi du vicaire de Savoie". Das eine von diesen beiden Werken Rosseau's enthielt Robespierre's politisches und das andere enthielt sein religiöses Glaubensbekenntniß. Neben den Büchern lag seine Brille, die er beim Lesen aufsetzte, sonst aber nur ausnahmsweise gebrauchte. Auf einem der Stühle lagen seine Handschuhe und sein Hut mit Cocarde. Dies war das einzige Abzeichen der neuen Ordnung, welches er an sich trug. Er, der Führer der Jacobiner und Sansculotten, hat nie die rothe Mütze getragen, mit welcher seine Anhänger das Haupt Voltaire's und ihre eigenen Köpfe bedeckt hatten. „Lassen wir das!" sagte er, „zu viele Leute schon verbergen ihre Laster und ehrgeizigen Pläne unter Haaren ohne Puder und der rothen Mütze." Er war ein Feind jeder Demonstration, die eigentlich nur dafür da ist, um der Eitelkeit zu schmeicheln; aber im seltsamsten Widerspruch gegen diesen Grundsatz war der Schmuck seiner Wände. Dieser bestand nämlich fast ausschließlich in — seinen eigenen Bildern! Da hing überall sein Bild, in allen Formen von Zeichnungen, Silhouetten, Miniaturen und Gemälden, und auf dem Tisch und dem Kamin standen seine Büsten. Im Uebrigen machte das Zimmer den geschilderten Eindruck der Aermlichkeit, seine Fenster sahen hier, neben der Thür, auf die Galerie, und dort über das Dach auf die Straße.

Robespierre war äußerlich ruhig, er hatte jene Miene von Unbeweglichkeit, welche er wie eine Maske trug, aber darunter, in seinem Innern — wie viel widerstreitende Gefühle der Furcht vor den nächsten Augenblicken, der Hoffnung, des Stolzes, des Ehrgeizes — wie viele Lei-

denschaften waren da in Bewegung! In ihm zitterte Alles vor Erwartung, jeder Puls in ihm klopfte, jede Ader war geschwellt — aber ein eiserner Wille hielt das stürmende Blut in Unterwerfung. Er war ein Tyrann; aber er war es zuerst gegen sich selber, ehe er es gegen die Andern geworden.

Es stand nicht weniger für ihn als Alles auf dem Spiele. Seine Spione, die überall thätig waren, hatten ihn von dem Stande der Angelegenheiten genau genug unterrichtet, um ihn das Schlimmste fürchten zu lassen. Obgleich er mit seinen Ideen immer in Utopien lebte, so war er doch in den praktischen Fragen des nächsten Augenblicks kein Mann der Illusion. Seine Arbeit war zu zerstören, und diese Arbeit hat er gethan. Seine Maßregeln waren getroffen, seine Partei war organisirt, sein Plan war gemacht und sein Ziel stand fest. Wie Wenige haben den wahren Mann Robespierre gesehen. Wir sehen ihn immer nur, wie er es vorausgesagt, „mit den Flecken einer unreinen Nachbarschaft"; aber die Geschichte hat das Reinigungswerk seines Charakters begonnen, wie sie das von Marie Antoinettens Charakter begonnen hat — dieser beiden consequenten Charaktere der großen Revolution, dieser wahrhaften Pole derselben, von welchen der eine ihren Anfang und der andere ihr Ende bezeichnet.

Robespierre kannte die Partei, welche sich des Herzogs von Orleans bedient haben würde, wenn es dem Verräther an der Spitze des Heeres gelänge, ihre Absichten durchzusetzen. Diese Alle waren seine Feinde. Dumouriez war sein Feind, die Girondisten waren seine Feinde und Danton, kampfesmüde und bereit, mit der

siegenden Partei seinen Frieden zu machen, und Danton war sein Feind.

Wenn es Dumouriez gelänge, die drohende Verbindung mit den Oesterreichern auszuführen, wenn beide Armeen auf Paris marschirten, dann wäre er und die Republik verloren gewesen. Dann wäre die neue Dynastie proclamirt worden.

Was konnte er inzwischen thun? Er war vorbereitet und hatte seinen Anhang vorbereitet, jeden Fehler der Feinde für sich zu benützen; aber gegen einen Sieg der Feinde war er ohnmächtig.

Er hatte die Gewalt noch nicht, er strebte noch danach.

Eine Anklage gegen den Herzog von Orleans? Eine Verhaftung desselben? Nutzlos, wenn sich inzwischen die Bewegung im Norden vollführt hätte; verfrüht, so lange keine sicheren Nachrichten da waren.

Das Complot war vorhanden. Die Betheiligung des Herzogs von Orleans am Verrathe Dumouriez' stand fest. Die Beweise lagen da. Lahaye, welcher gestern Nachts von den Nordgrenzen heimgekehrt war, hatte ein Document mitgebracht, welches das Zeugniß von Orleans' Schuld enthielt. Es war genug, um dies Werkzeug der Parteien für immer aus dem Wege zu räumen, diese letzte Drohung für die Republik. Die Anklage-Acten waren zur Evidenz motivirt. Die Waffen waren in Bereitschaft. Aber Robespierre durfte sie noch nicht gebrauchen.

Der Brief der drei Jacobiner aus dem Lager hatte ihm genug gesagt. Weitere Nachrichten von Bedeutung waren noch nicht da. Aber sie konnten, sie mußten ein-

treffen. Dumouriez hatte dem Convent den Gehorsam aufgesagt, der Convent hatte seine Commissäre und den Kriegsminister mit dem Verhaftsbefehl für Dumouriez abgesendet. Die Commissäre und der Kriegsminister waren seit vorgestern im Lager. Ehe Dumouriez' Person nicht unschädlich gemacht worden, eher konnte Robespierre nichts Entscheidendes wagen. Er mußte wissen, ob er die Armee für oder gegen sich habe.

Diese Ungewißheit war es, die ihn folterte, als er Lady Elliott gegenüber in seinem Zimmer stand.

Das war in der That die Ungewißheit, unter welcher an diesem Tage ganz Paris für oder wider den Erfolg schwankte, hoffte, fürchtete. Aber Paris tobte und Robespierre schwieg. Das war der Unterschied, und das war auch das Geheimniß, warum Robespierre Paris beherrschte.

„Bürgerin," sagte Robespierre, nachdem er die Dame eingeladen hatte, sich zu setzen (er selber stand und stützte sich auf einen der Pfosten seines Bettes), „Sie sind mit dem Bürger Lahaye bekannt?"

„Ja, ich bin es," sagte Lady Elliott, welche vor der Gegenwart dieses Mannes unsicher zu werden begann . . . „ich war es vielmehr . . ." setzte sie erröthend hinzu.

„Nicht mehr?" sagte Robespierre . . . „warum nicht mehr? Es erweckt kein gutes Vorurtheil für irgend Jemanden, welcher sagt, daß er mit dem Bürger Lahaye bekannt gewesen und es nicht mehr sei . . ."

„Bürger-Repräsentant!" sagte Lady Elliott, „es war zugleich und an einem Abende, wo ich zuerst Sie und dann Gilbert Lahaye sah, kennen lernte . . ."

„Wirklich?“ sagte Robespierre, indem er sie scharf ansah.

„Sie waren damals freundlich gegen mich, sie befreiten mich aus einer großen Unannehmlichkeit — das vergißt eine Frau niemals! ...“

„Eine Engländerin?“ schaltete Robespierre fragend ein, indem er sie fixirte.

„Eine Schottin!“ erwiderte Lady Elliott.

„Um so schlimmer — die Schotten sind hartnäckiger und verstockter in ihrem Royalismus, als selbst die Engländer. Aber einerlei,“ setzte er mit Bitterkeit hinzu — „ob Engländerin oder Schottin, ist es möglich, daß Sie Ausdrücke der Freundschaft haben können für die Republik und des Dankes für Robespierre?“

„Dies war es, was ich Ihnen soeben gesagt ...“

„Ist es möglich,“ fuhr Robespierre fort, ohne sie aussprechen zu lassen, „daß eine Angehörige jener Nation, an deren Spitze Pitt steht, andere Gefühle gegen die Republik und Robespierre hegen kann, als die des Hasses? Ist es möglich, daß eine solche mit *reinen* Absichten unter uns noch weilen mag? ...“

„Ich habe Ihnen den thatsächlichen Beweis gegeben ...“

Aber Robespierre unterbrach sie, er gerieth in Eifer. „Es ist nicht möglich!“ rief er. „Nein!“ sagte er, „das Volk, welches die Gebeine Cromwell's mit Ketten belastet an einen Galgen gehängt, ihn, der auf das Piedestal des gestürzten Königs die Worte gesetzt: Exit tyrannus, ultimus regum — dies Volk und jeder Einzelne heuchelt, wenn er von Freundschaft für die Republik spricht. Was!

während Burke declamirt, Pitt die Emigranten rüstet und York sie gegen uns führt, sollen wir daran glauben? Zu wol weiß ich, daß der Heerd all' der Unruhen, die die Republik bedrohen, jenseits des Wassers zu suchen ist. Ist nicht ein Dolch für uns in jedem Cargo, welches Britannien nach Frankreich und Paris schickt? Da sie Stirn gegen Stirn, die buntscheckigen Horden des Absolutismus gegen die einzige und ungebrochene Armee der Republik nichts vermögen, so nehmen sie Zuflucht zur Intrigue, zur Kabale, zum Verrath; und diese Verschwörung, inmitten der heiligen Revolutions-Armee angezettelt, um die Söhne des Vaterlandes auf die Probe zu stellen, auch sie ist eine Kette, deren erster Ring in London und deren letzter Ring in Paris ist, und diese Kette — ist von Gold!"

Erschreckt fuhr Lady Elliott von ihrem Sitze empor. „Bürger-Repräsentant!" rief sie, „Sie wollen nicht sagen . . ."

„Ich will sagen," fuhr Robespierre fort, indem er immer heftiger wurde, „daß eine Kette des Verraths geschmiedet ist, welche ihren Anfang in Carlton House, ihr Ende im Palais Royal und ihre Zwischenglieder mitten unter uns, in unserer allernächsten Nähe hat . . ."

Deutlich genug für Lady Elliott! „Wehe mir!" rief sie, immer mehr außer Fassung gerathend, während die blaßblauen, tiefliegenden Augen Robespierre's jedes unwillkürliche Zucken, jede noch so leise Bewegung ihres Gesichtes auffingen.

„Ich will sagen," fuhr Robespierre fort, scheinbar mit entfernten Dingen beschäftigt, während Blick und Wort doch sein Opfer immer fester und enger umstrickten,

„ich will sagen, daß es feiler Werkzeuge genug gibt, welche sich als Spione verkaufen und ...“

Ein kaum hörbarer Aufschrei Lady Elliott's unterbrach ihn für einen Augenblick, „und,“ setzte er dann hinzu, „daß Frankreich und das Vaterland in Gefahr sind. Aber,“ und nun hob sich seine Stimme zu einem schrillen und fast schneidenden Tone, „aber ich schwöre bei dem Urheber unseres Seins, daß unsere Feinde erst triumphiren werden, wenn wir nicht mehr sind! Es ist nicht, um zu leben, daß man den Tyrannen und den Lastern den Krieg erklärt. Welcher Mensch auf Erden hat die Menschheit jemals ungestraft vertheidigt? Aber wir haben der Welt eine Lehre zu hinterlassen. Wir haben ein Dogma zu zerstören und die Nation muß lernen, daß es nach unserm „Le Roi est mort!“ kein „Vive le Roi!“ mehr für Frankreich gibt!“

Vom Hof herauf ließ sich inzwischen ein großer Lärm vernehmen. Der laute Ruf: „Depeschen! Depeschen!“ klang immer deutlicher heran.

Robespierre's Gesicht drohte für einen Moment der Verräther seiner Empfindungen zu werden. Es ging etwas vor in ihm, dessen er nicht ebenso rasch, als es entstand, Herr zu werden vermochte, und ehe er noch zu einem Entschlusse oder zu einer Aeußerung Zeit gehabt, öffnete sich die Thür.

Ein bleicher, schöner Mann, mit dem langen blonden Haar und dem Kopf eines Johannes trat herein.

Es war St. Just.

Er hatte eine Depesche in der Hand, eine Privatdepesche für Robespierre, welche mit dem ersten Courier dieses Tages aus dem Lager gekommen war, demselben,

der auch die Depeschen an den Convent überbracht hatte. Denn hier war schon eine zweite Macht im Staate, und von dieser und einer andern Depesche hing es ab, ob sie die erste und einzige darin werden sollte.

Ohne auf Lady Elliott in dem ersten Aufflammen der Spannung und Ungeduld weiter Acht zu haben, riß Robespierre das Siegel herunter, las und ward bleich, bleicher als der Kalk an seinen Wänden.

„Dumouriez hat die Deputirten des Convents und den Kriegsminister der Republik verhaftet. Er hat sie an Clairfait nach Doornik als Gefangene geschickt und dem General-Feldzeugmeister Mack versprochen, als Unterpfand der militärischen Interventionen den Oesterreichern noch heute die Festungen von Condé und Valenciennes zu öffnen.“

„Die Republik und wir sind verloren!“ murmelte St. Just.

Aber dieser äußerste Moment der Krise gab Robespierre seine Fassung, seine geistige Ueberlegenheit, seine Herrschaft über sich und Andere wieder.

„Das hat Dumouriez gethan,“ sagte er leise zu St. Just, „und das kommt nicht unerwartet. Aber was wird die Armee thun? Die Armee, das ist Frankreich, die Republik, die Revolution. Ein abtrünniger General mehr — was weiter? Noch fehlen die Nachrichten von der Armee . . . noch ist der Kampf unentschieden, aber treffen wir unsere Maßregeln, daß uns der Sieg nicht unvorbereitet überrasche ...“

„Bürgerin,“ sagte er dann, indem er sich mit dem früheren Ausdruck von eisiger Kälte, als ob nicht das Mindeste unterdessen geschehen sei, an Lady Elliott wen-

dete. „Bürgerin, ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen. Sie sind eine Feindin der Nation. Sie verdanken Ihre bisherige Sicherheit der Fürsprache Lahaye's und sein Einfluß ist es, der auch in diesem Augenblick uns nicht Ihre Bestrafung, sondern nur Ihre Entfernung wünschen läßt. Entfernen Sie sich, gehen Sie, eilen Sie, machen Sie Gebrauch von der Erlaubniß, welche wir Ihnen nur unter dieser Beschränkung eingeräumt haben. Zögern Sie nicht, sonst könnten die Umstände das thun, was wir zu verhüten gewünscht haben. Innerhalb dieser Republik wird bald kein Platz mehr sein für die Lasterhaften, für die Verräther, für die Spione, für alle Diejenigen, die der Freiheit unwürdig sind."

Und während er noch sprach, trat er zum Tische, tunkte die Feder ein und füllte ein Formular aus, welches er von einem Haufen anderer aus dem Repositorium genommen hatte:

„Die Bürgerin Grace Dalrymple Elliott wird auf Grund dieser Bescheinigung innerhalb der vierundzwanzig Stunden die Grenzen der französischen Republik verlassen.

Paris, am . . . Maximilian Robespierre."

Eben wollte er die Feder abermals eintunken, um das Datum auszufüllen, als ein Jauchzen und Geschrei sich auf dem Hof erhob, welches ihn stutzig machte.

„Neue Depeschen! Neue Depeschen! Ein zweiter Courier! Es lebe die Republik! . . ."

Mehrere Männer stürmten die Treppe herauf.

„Es lebe die Republik!" riefen sie . . . „Dumouriez —"

„Still!" herrschte Robespierre sie an, indem er

einen Blick, wie einen Blitzstrahl, auf Lady Elliott schleuderte. „Wir sind nicht allein!“

Aber er vergaß, das Datum auszufüllen.

„Hier,“ sagte er zu Lady Elliott gewandt, „ist das Papier, welches Ihnen Schutz gewähren wird, um Frankreich zu verlassen. Bedienen Sie sich desselben noch heute, morgen wird es zu spät sein!“

Und damit machte er ihr eine steife Abschiedsverbeugung. Sie ging wie betäubt . . .

Aber kaum hatte sie das Zimmer verlassen, da riefen die Männer, welche bisher nur mühsam an sich gehalten hatten, Einer dem Andern in das Wort fallend:

„Die Armee hat sich für Robespierre und die Republik erklärt!“

„Die Armee wollte ihren treulosen General verhaften . . .“

„Dumouriez mit seinem Anhang ist geflüchtet!“

„Dumouriez ist bei den Oesterreichern!“

„Die Armee ist treu!“

„Es lebe die Republik!“

„Es lebe Robespierre!“

Robespierre drückte seinen Freunden die Hände.

Von der Kirche gegenüber schlug es Zwölf.

„Es ist Mittag,“ sagte er, „kommt, meine Freunde, wir gehen in den Convent! . . .“

* *
*

Fast bewußtlos war Lady Elliott wieder auf dem Hof vor dem Pförtchen in der Straße St. Honoré angekommen.

In ihrer Hand, fast noch feucht, zitterte das Blatt Robespierre's.

„Ich werde nicht gehen," sagte sie, „ich werde bleiben und dieses Blatt . . ."

Eben wollte sie es zerreißen, als sie ihren Arm festgehalten fühlte.

Sie sah sich um.

Ein convulsivisches Zittern ihres ganzen Körpers erstickte den Laut in ihrer Kehle.

Es war Gilbert.

„Hören Sie mein letztes Wort," sagte er mit einer Stimme, die traurig aber bestimmt klang, „verlassen Sie Paris in diesem Augenblick. Eine Nachricht, die soeben eingetroffen, hat Alles entschieden. Noch ehe dieser Tag zu Ende, wird Robespierre der Machthaber von Frankreich und der Herzog von Orleans ein Gefangener sein!"

Dann wollte er gehen.

Aber Lady Elliott streckte ihre Hand nach ihm aus, um die seinige zu ergreifen.

Sie suchte ihn zu erreichen, wie einen Schatten, der vorüberzieht und der zu Nichts wird unter unserer Berührung.

„Gilbert," rief sie, und ihre ganze Seele floß über, indem sie den geliebten Namen aussprach, „Gilbert, Du darfst nicht gehen . . . nicht weiter . . . nur noch einen Schritt, und . . . Gilbert, höre mich! . . . Gilbert, Du mußt mich hören! . . . Ich lasse Dich nicht . . . ich halte Dich fest . . . Der Herzog von Orleans ist . . ."

Sie hatte seine Hand ergriffen.

„Wie?" rief Gilbert mit einem Tone, der voll Stolz und Bitterkeit war, „Du könntest es noch wagen? Denk' an Deine Flucht! Rette Dein Leben! Laß mich! Berühre mich nicht! Deine Hand ist unrein!"

Und er schleuderte sie von sich.

Betäubt taumelte sie zurück.

Sein Wort, nicht die Bewegung, mit der er sich von ihr losgerissen, drohte sie niederzuwerfen.

Sie verlor den Boden unter den Füßen.

Ein rasender Schmerz, wie sie ihn noch nie empfunden, schien ihren Kopf zu zerreißen. Es war ihr, als ob es darin brenne.

„O Gott! mein Gott! hab' Erbarmen mit mir!" wimmerte sie, indem sie ihre glühende Stirn und die Augen mit beiden Händen drückte.

Dies war der Augenblick, in welchem die ganze Schuld ihrer Vergangenheit noch einmal aufstand, um ihr aus dem Munde Desjenigen, den sie mit einer reinen und idealen Liebe liebte, das furchtbare Wort entgegenzuschmettern: „Ich habe keine Gemeinschaft mit Dir!"

Aber dieses Wort Gilbert's that auch, was Jahre voll endloser Qual nicht gethan: es erlöste sie von der Vergangenheit.

Sie hätte sterben können.

Aber plötzlich hob sie sich auf.

Da war die Straße, die Kirche, die Sonne, die Menschen. — Da war das dumpfe Brausen der Revolution.

„Gilbert," rief sie, „Gilbert . . .!"

Aber Gilbert war unter dem Pförtchen, welches zu der Wohnung Robespierre's führte, lange verschwunden.

Siebentes Capitel.

Die Hand des Verräthers.

Ihr erster Impuls war, mit Gewalt durch diese Pforte zu dringen und Gilbert aus der Mitte jener eisernen Menschen zu reißen, die ihn unaufhaltsam zum Vatermorde drängten.

Was lag an ihrem Leben? Es war verloren und sie wollte es nicht retten.

Dann fuhr es ihr durch den Sinn, in das Palais Royal zu stürmen und durch seine hohen Hallen und marmornen Galerien zu rufen: „Mord! Mord! Der Sohn gegen den Vater!"

Aber wie ohnmächtig war sie — o wie ohnmächtig gegen das Schicksal, dieses Rad, das sich umwälzte!

Sie, die Compromittirte, die Verdächtige, mit dem Paß Robespierre's in der Tasche und der kurzen Frist, um sich zu retten — sie zu Orleans gehen, das hieß, jenem wesenlosen Etwas, das über ihr schwebte, einen Körper geben, jenem Complot, jener Conspiration, von der sie nichts wußte, die sie aber schon wie ein Netz überall um sich her, immer enger und enger fühlte —

das hieß nicht ihn retten, sondern um so sicherer verderben ...

Was sollte sie thun?

Fast willenlos, ohne schon einen bestimmten Plan geformt zu haben, kam sie in die Höfe des Palais Royal.

Da knospten die jungen Linden und der Rasen grünte. Die kleine Kanone, in Form einer Sonnenuhr, eine Spielerei des Herzogs von Orleans, welche sich an jedem Mittag um Zwölf von selbst entlud, hatte soeben ihren Schuß abgefeuert und das blaue Rauchwölkchen zitterte noch in der sonnigen Luft.

War es möglich, daß hier Alles sein konnte, wie an jedem andern Tage, daß die Sonne scheinen, die Linden knospen, der Rasen grünen konnte, daß die Natur in Empörung ihren Dienst und Gehorsam nicht eher versagte, als Zeugin und Schauplatz des unnatürlichen Verbrechens zu werden, welches sich vorbereitete? War es möglich, daß Orleans keine Ahnung hatte? daß er sich noch einen Augenblick täuschen konnte, mitten unter diesem gährenden Volk, welches den Sturz seines einstigen Abgotts verlangte, und welches in grausamer Verkettung der Umstände seinen eigenen Sohn ausersehen hatte, um den Schlag zu führen, der ihn stürzen sollte?

Und wenn es möglich war, so mußte das Letzte geschehen; die Katastrophe zwischen Gilbert und Orleans mußte verhütet werden.

Orleans mußte gewarnt und unterrichtet werden.

Aber wie?

War sie doch allein in diesem großen Paris, ohne Freunde, ohne Verbindungen, ohne Schutz, ohne Hilfe — allein und verlassen, ohne irgend eine Person, der sie

hätte diesen letzten Schritt anvertrauen mögen, auf welchem Tod und Leben stand.

Doch — es gab eine.

Wie eine Inspiration zuckte es plötzlich durch ihre Gedanken.

Die Engländerin, welche sie einst mit eigener Gefahr gerettet, diese Verstoßene, der sie sich angenommen und in dem Haus ihrer ehemaligen Dienerin ein letztes Asyl bereitet hatte, diese war es, an die sie dachte. Sie, die ihr das Leben verdankte, konnte sich nicht besinnen, ihr in diesem äußersten Moment eine Hilfe zu leisten, die ihr mehr war, als das Leben selber.

Sie richtete einen Blick des Dankes nach oben, dann warf sie sich rasch in einen von den Miethwagen, die damals immer auf dem Platz des Palais bereit standen, und fuhr nach der Rue de Charonne.

In dieser Gegend von Paris war es heute auffallend still, fast menschenleer; natürlich, die Bewohner derselben waren es ja, welche die Volkshaufen in dem Straßennetz um die Tuillerien so sehr verstärkt hatten.

Meister Drouet stand in Hemdärmeln vor der Thür seines großmächtigen Hauses und sonnte sich. Es hätte der beste Feiertag sein können, und er hätte nicht anders da zu stehen brauchen. Er hatte sein Pfeifchen, er hatte sein Vergnügen und seine Ruhe; das Einzige, was er nicht hatte, waren Miethsleute. Doch darein hatte er sich gefunden; denn diese Calamität war nicht von gestern. In der That, es war die wirthschaftliche Seite dieses „Tumults“, welche er auf solche Weise studirte. Aber nein, seien wir gerecht. Gestehen wir diesem wackeren Mann soviel zu, daß er allmälig einen höheren Begriff

davon erhalten; daß seit den unglückseligen Ereignissen, deren Opfer der Chevalier von St. Malo so dicht vor seinen Augen, ja beinahe unter seinem Dache geworden, dieser „Tumult" eine tiefere Bedeutung für ihn gewonnen; daß er eine Art von Zusammenhang entdeckt zwischen den Dingen, die sein ehemaliger Herr und dessen Standesgenossen vor der Revolution gethan, mit dem Ende, welches sie in derselben genommen; daß er sich fürchtete, sie weder so noch so zu nennen; daß er sich überhaupt fürchtete — mit Einem Worte: daß er davon schwieg.

Dies war seine Genesis und seine Philosophie. Er stand sich im Ganzen nicht übel dabei, denn im allgemeinen Umsturz der Dinge behielt er seine Ueberzeugung, seine Pfeife und seine Thürschwelle, und das war für seine persönlichen Bedürfnisse genug. Zwar seine Miethsleute, wie gesagt, hatte er einen nach dem andern verloren, aber er schwieg über diesen Punkt, welcher mit der Revolution und in der That mit dem Umstand zusammenhing, daß das Grundeigenthum und die Häuser während der Revolution immer werthloser geworden, ein Umstand überdies, dem er von vornherein sein Haus und (um die Wahrheit zu sagen) auch sein Weib verdankte. Nur eine Mietherin hatte er nicht verloren, das war nämlich die Engländerin, die Mrs. Francis, wie sie sich nannte; die blieb ihm treu und darüber hätte der brave Drouet beinahe sein verfassungsmäßiges Schweigen gebrochen, obgleich Lady Elliott sehr pünktlich für sie bezahlte. Aber der Meister war kein Freund dieser Fremden, welche, ob sie nun krank war oder nicht, tagelang in ihrem Bette lag, welche rothe Haare hatte und so verschwiegen und

in sich gekehrt blieb, daß sie selbst über die gleichgiltigsten Dinge nur schwer zum Reden zu bringen war.

Der Meister liebte ein gemüthliches Gespräch, nota bene wenn es sich nicht auf die Politik bezog, und seit sein ehelich Gemahl, mit seiner vollen Zustimmung, das müssen wir hier zu Gunsten des braven Mannes einschalten, in das Haus ihrer früheren Herrin, um derselben in ihrer bedrängten Lage beizustehen, übersiedelt war, hatte er diesen Comfort entbehrt. Er hatte ein so gutes Herz, dieser Alte, der einst in Plüsch und Kniehosen paradirt hatte und jetzt in Hemdärmeln stand, und er fand sich mit so rührender Ergebung in seine Einsamkeit, und behalf sich so gut es gehen wollte, obgleich der Dienste (für Andere) und der Verdienste (für sich) immer weniger geworden, und war sein eigener Concierge und sein eigener Koch, besorgte den Haushalt und die Wäsche, und war zufrieden dabei, bis auf den Mangel der Unterhaltung. Das war es, was ihn an der Engländerin verdroß. Er bekam keine Antworten von ihr. Ja sie schien nicht einmal zuzuhören, wenn er sprach. Das war jetzt sein beständiger Aerger.

Nicht wenig wunderte er sich daher, als ein Wagen ankam und Lady Elliott herausstieg und sagte, daß sie gekommen sei, um nach der Engländerin zu sehen.

„Sie ist doch zu Hause?“ fragte Lady Elliott.

„Du lieber Gott!“ sagte Drouet, „wenn sie nicht zu Hause wäre, so würde Niemand zu Hause sein. Das ganze Haus steht leer!“

Meister Drouet freute sich zwar sehr, die Herrin seiner Frau zu sehen und von ihr zu erfahren, daß es

ihr wieder wohl ergehe, und daß es Becky auch wohl ergehe, aber er konnte nicht unterdrücken, zu sagen, wie sehr es ihn wundere, daß sie gekommen sei, um die Engländerin zu sehen, denn die Engländerin sei eine böse Person, die es nicht verdiene; sie spreche jetzt gar nicht mehr.

Nichtsdestoweniger erwiderte Lady Elliott, daß sie zu ihr hinaufgehen wolle, und daß der Wagen hier unterdessen auf sie warten solle. Meister Drouet wollte sie begleiten, aber Lady Elliott sagte, daß sie mit Mrs. Francis allein zu sein wünsche; ein neuer Grund für den guten Meister, um ihr zu zürnen. Verdrießlich ging er in seine Stube zu ebener Erde, denn er fürchtete den Kutscher, der sehr nach einem Jacobiner aussah; er besorgte, daß dieser ihn in ein Gespräch verwickeln möchte. Diese Sorte von Gesprächen war weder nach seinem Geschmack, noch nach seinen Grundsätzen.

Lady Elliott war inzwischen die Treppen zu dem Gemach hinangestiegen, welches Mrs. Francis bewohnte.

Die Engländerin saß an einem Tisch und hatte den Kopf auf die Hand gestützt, sie schreckte auf, als die Thür sich öffnete und Lady Elliott hereintrat. Ihre Gesichtsfarbe wechselte rasch, die ehemals zarten, jetzt hageren und eingefallenen Wangen wurden von einem plötzlichen Carmin gefärbt.

Sie erhob sich.

Lady Elliott ward unsäglich gerührt von dem Anblick dieser hohen Gestalt, welche das Unglück gebeugt, dieser Züge, in welchen die Spuren ehemaligen Stolzes und vergangener Schönheit mit einem Ausdruck völliger Zerknirschung immer noch kämpften.

Sie reichte ihr die Hand, aber die Hand der Andern lag wie Eis in der ihrigen und die Wangen derselben waren allmälig wieder ganz bleich geworden.

„An was haben Sie gedacht?“ fragte Lady Elliott in einem von Mitleid bewegten Tone, indem sie vor der Nähe fremden Elends das eigene, ja sogar für einen Moment die Veranlassung vergaß, welche sie hiehergeführt.

„An was?“ wiederholte die Gefragte, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr, als wolle sie sich darauf besinnen. „O,“ sagte sie dann, „es gibt für mich nur zwei Gedanken, an meine Vergangenheit und mein Kind, die ich beide verloren habe!“

„Verzweifeln Sie nicht gänzlich,“ erwiderte Lady Elliott, die Schulter der vor ihr Stehenden sanft berührend, „vielleicht wird Ihnen die eine durch das andere zurückgegeben.“

„Vielleicht!“ rief die Engländerin, und ihr düstergraues Auge schimmerte, wie von einem Wetterleuchten. „Nein, nein!“ setzte sie dann hinzu, die leidenschaftliche Aufwallung niederdrückend, „dieses Vielleicht ist es, was mich martert. Ich wollte, ich hätte Gewißheit, dann dürfte ich meiner Quul ein Ende machen. Aber dieses Vielleicht hält mich am Leben und — tödtet mich doch ...“

„O!“ rief Lady Elliott aus, „wie undankbar sind Sie gegen das Schicksal, welches Ihnen noch eine Hoffnung übrig gelassen. Vergleichen Sie doch Ihr Loos mit dem Loose derjenigen, welche gleich Ihnen so viel verloren und dann nichts mehr zu erwarten haben! Dieses Nichts, diese graue Wüste, in die das Leben verläuft, das ist die Verzweiflung. Aber hoffen, das ist das Leben!“

„Und wenn die Hoffnung sich nun verwirklicht —

ich habe auch daran gedacht," sagte die Andere, „was dann? Das Kind, das ich verloren habe, war ein süßes Geschöpf von zwei Jahren, ein liebliches Ding, das immer lächelte und den Namen „Mama" lallte ... das so rund und so schön war, und so kleine Finger hatte und so kleine, kleine Nägelchen daran, und so weiche Händchen und so liebe Füße und so ganz mein war, so ganz, so ganz ... Das Kind ist meines, und das Kind lebt in meinen Gedanken, und das Kind habe ich verloren, und das Kind werde ich niemals wiederfinden, niemals, niemals, niemals ... Wenn es noch lebt, so muß es jetzt ein Knabe geworden sein, der mich vielleicht nicht mehr kennt, der vielleicht groß und schön und klug geworden ist, und diejenige vielleicht verachtet, die um seinetwillen aus dem Lande verjagt wurde, das sie geliebt hat, die um seinetwillen heimathslos, hauslos, freudlos, friedlos und ehrlos geworden ..."

„Was ist das?" sagte Lady Elliott rasch und betroffen.

Die Andere besann sich. „Es ist nichts," sagte sie, „nichts, als daß dieses „Vielleicht" mich zuweilen wünschen läßt, er möge lieber todt sein, als seine Mutter wiederzufinden, die von den Wohlthaten einer Andern lebt! ..."

Lady Elliott ergriff ihre Hand. „Der Augenblick ist gekommen," sagte sie, „wo Sie diese Wohlthaten, die nicht der Rede werth sind, und die ein Mensch dem andern, eine Landsmännin der andern schuldet, so reich bezahlen können, daß ich Sie fortan meine Wohlthäterin nennen werde. Ich bin gekommen, um diesen Dienst von Ihnen zu verlangen!"

„So?“ sagte die Andere, deren bisher so müdes Gesicht plötzlich einen Ausdruck der Spannung annahm.

„Hören Sie,“ sagte Lady Elliott, indem sie ihre Stimme zu einem Flüstern dämpfte und die sich langsam Emporrichtende (in der That, sie schien zu wachsen!) näher an sich heranzog. „Es handelt sich um den Herzog von Orleans!“

„Der Herzog von Orleans!“ sprach die Andere langsam nach, und ein Zug unaussprechlicher Bitterkeit lief um ihre Lippen.

„Derselbe,“ erwiderte Lady Elliott. „Sie werden mir Papier und Schreibzeug geben, ich werde zwei Worte an ihn richten, Sie werden das Billet zu ihm in das Palais Royal tragen, Sie werden es ihm selbst geben — nur ihm selbst! Denn sein und mein Leben stehen auf dem Spiele, und ich habe in ganz Paris Niemanden, dem ich mich und dieses Billet anvertrauen möchte, Niemanden als Sie!“

Ein Strahl von Freude schien bei diesen Worten das Antlitz der noch eben Hinfälligen zu beleben. Sie wurde wieder schön in diesem Augenblicke!

„Was ist Ihnen?“ fragte Lady Elliott, welche fast mit Schrecken diese Veränderung wahrgenommen.

„Es ist das Glück, das ich empfinde,“ sagte die Gefragte, „daß ich Ihnen endlich vergelten kann, was Sie mir gethan ...“ Und heimlich ballten sich ihre Hände und kaum noch konnte sie die Erregung ihres Innern bewältigen.

Lady Elliott setzte sich nun an einen Tisch und schrieb:

„Das Geheimniß, zu dessen Mitwisserin Sie mich gemacht haben, würde mich auch zur Mitschuldigen

machen, wenn ich nicht Alles thäte, was in meinen Kräften steht, um einen Ausgang abzuwenden, vor welchem ich zittere, indem ich ihn kommen sehe. Wolan denn, wenn Sie es noch nicht wissen, dieses Blatt soll es Ihnen sagen: Ihre Freiheit ist bedroht. Ihr Leben ist in Gefahr. Der Convent wird noch heute Ihre Haft decretiren. Retten Sie sich darum, bevor es zu spät ist. Fliehen Sie. Noch ist es Zeit. Noch ist öffentlich nichts erklärt, noch das Gesetz nicht gegen Sie bewaffnet worden. Die Thore Ihres Palais stehen offen, unter irgend einer Verkleidung können Sie Paris verlassen und die Grenze gewinnen, bevor der Convent seinen Beschluß gefaßt hat. Fragen Sie nicht nach den Gründen, sie sind mir selber unbekannt, aber die Thatsachen stehen fest. Mein Name wird Ihnen dafür bürgen. Hier ist er:

Grace Dalrymple Elliott.

„Ich lege mein Leben in Ihre Hand," sagte Lady Elliott, nachdem sie das Blatt vollendet, „nehmen Sie es. Und nun eilen Sie, an jedem Ihrer Schritte hängt mehr, als ich Ihnen sagen kann!"

Lady Elliott entging es nicht, wie sehr die Andere zitterte, als sie das Blatt in ihre Hand bekommen. Die Farben ihres Gesichtes wechselten wie im Fieber.

„Um Gottes willen, Sie sind krank! ..." sagte Lady Elliott.

„O nein!" rief die Andere, obgleich ihre Worte nur unter heftigem Wogen der Brust hervorkamen ... „ich habe mich niemals wohler gefühlt!"

Dann nahm sie Hut und Schleier und Mantel und

ging mit Lady Elliott die Treppe hinab. Vor der Thür stand noch der Wagen. Beim Einsteigen reichte ihr Lady Elliott die Hand zum Abschied und sie drückte einen Kuß darauf.

Unwillkürlich schauderte Lady Elliott zusammen.

Sie dachte an den Kuß des Verräthers.

Aber schon hatte der Kutscher den Pferden die Peitsche gegeben, der Wagen flog dahin und das Blatt war in den Händen der Andern.

Und nun rang sich ein Schrei aus dem Herzen derselben. Sie nahm das Blatt, entfaltete es, und ihre Augen strahlten, während sie es las.

„An den Herzog von Orleans!" rief sie mit schadenfrohem Triumph. Denn immer, seit jenem Tage, wo man ihr das Kind geraubt, hatte sie einen Argwohn genährt, der freilich viel zu unbestimmt war, um irgend welchen Anhalt gewähren zu können. Sie hatte früher den Herzog gut genug gekannt; aber dann schien er sich einer Begegnung auf jede Weise zu entziehen, und es gab kein Mittel für sie, Gewißheit zu erlangen. Jetzt aber war ganz plötzlich sein Schicksal, Leben und Tod in ihre Hand gelegt. — Dieser Gedanke verwirrte sie immer mehr.

„Dies ist der Tag," sagte sie, „den ich vorausgesehen. O, es sind viele Jahre vergangen seitdem, aber ich habe Nichts davon vergessen!"

Sie barg das Blatt unter ihr Busentuch.

„So hat die Schuldige mir den Schuldigen überliefert," murmelte sie, „und Beide treff' ich mit einem Schlage. Die Schuldige!" unterbrach sie sich selber, in-

dem sie mitten auf ihrem Wege, die Straße hinab, inne hielt. „Sind es nicht vielmehr ihre Wohlthaten, die mich zur Verrätherin gemacht haben ... die mich zur Verrätherin gemacht haben! ... Bin ich es denn wirklich schon? Aber fort damit! ..." rief die Unglückliche, indem sie sich aufs Neue mühsam aufraffte. „Sie hat ihr Schicksal verdient, sie hat mich gerettet! Sie hat mich mit Wohlthaten überhäuft und mich gezwungen, zu leben, um zu sehen, wie gut, wie rein, wie schön sie ist ... sie hat es so gewollt, sie soll es so haben ..." Und wieder blieb sie stehen. Sie konnte nicht weiter. „O, sie hat mich gerettet! ..." schluchzte sie.

Heiße Thränen quollen aus ihren Augen und ihre Gedanken, die so wirr und unstät waren, schweiften zu dem Knaben, den sie für Lady Elliott's Sohn hielt, und den sie seit jenem Morgen des Begegnens, wo er ihr durch die Aehnlichkeit mit dem Prinzen aufgefallen war, nicht mehr gesehen hatte. Aber sie hatte damals weniger auf den Knaben, als auf die Frau gesehen, die sie für dessen Mutter hielt. Mit Becky hatte sie nie davon gesprochen aus einer Art von Widerwillen, wie sie wol aus Furcht, sich zu verrathen, jedes Gespräch, das sich auf Lady Elliott bezog, vermieden und überhaupt immer am liebsten geschwiegen hatte.

Lady Elliott, die Bessere — und die Glücklichere! ... Dieser Schmerz, dieser Neid, dieser Zwiespalt, welcher einmal jenen furchtbarsten Verrath erzeugt hat, von dem die Geschichte der Menschheit erzählt; er zerriß auch die Seele dieser Beklagenswerthen und breitete einen dichten Schleier darüber aus, unter welchem die guten und die bösen Antriebe einander im Keime erstickten und

eine Leere, eine Hinfälligkeit, eine Ohnmacht zurückließen, der sie gänzlich zu erliegen drohte.

Aber noch einmal nahm sie die letzten Kräfte zusammen. „Was!“ rief sie, „ich sollte zittern jetzt, wo der Augenblick gekommen, nach dem ich mich viele Jahre voll qualvoller Tage, voll endloser Nächte vergeblich gesehnt habe? Nein — ich will nicht zittern! Ich will stark sein und mich freuen, daß mir endlich Genugthuung wird für das Leben meines Kindes.“

Mit schwankenden Knieen erreichte sie das Ende der Straße.

Hier blieb sie vor dem Sectionshause der Division von Montreuil stehen, in welchem eines von den zahlreichen Revolutions-Comités seinen Sitz hatte. An diese Comités, welche sich unter dem Central-Organ des Wohlfahrtsausschusses zu den berüchtigten Werkzeugen des Schreckens ausbildeten, gingen die Denunciationen, worauf die Verhaftung der Denuncirten beschlossen und durch Detachements der Nationalgarde, später der Revolutions-Armee, ausgeführt wurden.

Ein solches war das Haus, vor welchem sie stand.

„Hinein!“ rief sie, „dieser Brief ist das Todesurtheil für Beide! ...“

Aber sie wankte zurück.

Sie konnte nicht vorwärts.

„Pfui!“ rief sie sich zu, „du warest stark genug, es zu wollen, und bist zu schwach, um es zu thun ...“ und ihre Hand ruhte krampfhaft auf dem Blatt und dem Herzen, welches darunter schlug.

„Ich kann nicht,“ murmelte sie, „es ist mir nicht möglich. Ich will mich erst sammeln.“

Und sie schleppte sich weiter, weiter, immer weiter durch Straßen und Gassen, bis sie zuletzt in das Palais Royal gekommen war.

Hier, in einem der Höfe, sank sie tief erschöpft auf eine Bank nieder.

„Ich will mich zuvor ausruhen," sagte sie, indem sie das Blatt auf ihrem Herzen immer fest in ihrer Hand behielt.

Achtes Capitel.

Carlton-House und Palais Royal.

Mit welcher Spannung und Unruhe hatte Becky heute während des langen Vormittags bis in den Nachmittag hinein ihre Herrin erwartet!

Endlich kam sie, aber ihr Aussehen, ihr Wesen und Benehmen überraschten sie, sie würde sich nicht gewundert haben, wenn ihre Herrin trüb, düster, unruhig und bewegt erschienen wäre; aber in ihrem Antlitz war eine stille Heiterkeit, eine sanfte Ergebung, der schöne Gleichmuth des Friedens.

Aber Becky's Staunen über die Veränderungen im Gesichtsausdruck ihrer Herrin, wenn solche wirklich vorgegangen, war kurz im Verhältniß zu der Freude, sie überhaupt wiederzusehen.

„Willkommen!" rief sie, indem sie ihr die Hände küßte, „ich bin schön um Euch in Angst gewesen, meine Lady! Warum seid Ihr auch so lange fortgeblieben? Ich konnte Eure Heimkehr kaum erwarten!"

„Treue Seele," erwiderte Lady Elliott, ihre Hände der Dienerin nicht entziehend, „was würdest Du sagen, wenn ich eines Tages ganz fortbliebe? Wenn ich einmal

gar nicht wieder zu Dir heimkehrte? Wenn ich Abschied von Dir nähme? Wenn ich Paris, wenn ich Frankreich verließe? . . ."

„Dann wollte ich unserm Heiland und St. Andreas von Schottland auf den Knieen für die gute Nachricht danken!" rief Becky, während ihr Viereck von einem Gesicht, welches in den Tagen des Kummers nicht runder geworden, vor Entzücken strahlte und ihr Paar Augen, welche inzwischen umsomehr von der ehemaligen Kohlenschwärze verloren, wieder in alter Pracht erglänzte.

Nun war es an Lady Elliott, zu staunen. „Wie?" fragte sie, „Du würdest Dich freuen?"

„Ja," rief Becky in steigender Erregtheit, „ich würde in die Kirche gehen . . . das heißt, wenn es hier in dem heidnischen Lande noch Kirchen gäbe, in welchen eine Christenseele sich mit ihrem Herrn und Heiland besprechen, ihm für erwiesene Wohlthaten danken und für geschehene Wunder und vollzogene Rettungen Lob singen könnte. Aber das ist's ja, meine Lady, was es bei diesem sündigen tempelschänderischen Volke nicht gibt, in dieser Stadt, die ärger ist, als Babel und alle die großen Städte, welche der Herr in den alten Zeiten heimgesucht hat, wie es im Evangelium verzeichnet steht; und darum, meine Lady, würde ich jauchzen, wenn Ihr daraus befreit wäret, damit das Strafgericht nicht auch Euer Haupt am Ende noch unverdient treffe . . ."

„Gutes Geschöpf!" sagte Lady Elliott, indem sie die Dienerin mit einem wehmüthigen Lächeln ansah. „Die Strafe trifft Niemanden unverdient."

„Doch, süße Lady, Euch hat die Welt wehe genug gethan, Ihr hattet von Euren Freunden zu leiden, wie

von Euren Feinden, und selbst diejenigen, denen Ihr Gutes gethan, haben sich an Euch schwer versündigt ..."

„Sprich nicht mehr davon, Becky, das ist längst vergessen ..."

„Nein, meine Lady, aber ich werde es nicht vergessen, nicht eher, als bis ich Euch erlöst und in Sicherheit und Ruhe weiß, sei es in unserm eigenen theuren Vaterlande, welches Gott und der heilige Andreas beschützen wollen, sei es in einem andern stillen Lande, wo die Menschen besser und die Tage ruhiger sind, als hier.

„Wo aber wäre das?" fragte Lady Elliott mit einem Tone, der wie die tiefste Sehnsucht klang. „Weißt Du, Becky, daß Deine Beschreibung nur auf das Eine stille Land, auf den Einen glücklichen Ort paßt, auf welchen wir Alle hoffen: auf das Grab?"

„Das wolle Gott verhüten!" rief Becky, indem sie das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Brust und Stirn schlug. „Nein," sagte sie, „es gibt noch Grün und Sonnenschein genug an so manchem schönen Fleck der Erde, wo die Glocken läuten, am Morgen und am Abend, und Menschen zur Kirche gehen, deren Hände rein und deren Herzen glücklich sind. Dahin soll meine Lady wandern ..."

„Und wenn ich Dir sagte, daß es beschlossen sei, daß ich noch heute wandern müßte ...?"

„Dann würde ich noch heute rufen: Herr, nun lässest du deine Dienerin in Frieden fahren ..."

„Und wenn ich Dir jetzt, in diesem Augenblicke, sagte: Wolan, Becky, rüste Dich zum Abschied; denn noch ehe die Nacht eingebrochen, muß ich fort ..."

Da kniete Becky nieder und benetzte die Hände ihrer

geliebten Herrin mit Thränen. „Gesegnet sei dieses Wort," sagte sie, „es gibt mir das Heil der Seele wieder! . . ."

„Und Du, Becky?" sagte Lady Elliott, indem sie die treue Dienerin vom Boden emporhob und an sich zog.

„Ich gehe zu meinem eigenen Heerd, meiner Pflicht und meinem alten Meister Drouet zurück. Du lieber Gott, wir werden Beide täglich älter und ich will ihn nie mehr allein lassen, zusammen wollen wir tragen, was uns nun immer noch beschieden sein mag, und der Gedanke, daß Ihr gerettet seid, meine liebe Lady, wird mich glücklich machen für den Rest meines Lebens."

„Ich habe Deinen Mann gesehen," sagte Lady Elliott; „ich bin heute in Deinem Hause gewesen."

„Das lohn' Euch Gott," erwiderte Becky mit einem freudigen Anflug; „ja, das weiß ich wol, Ihr seid immer gütig gegen uns gewesen."

„Ich habe auch die Engländerin noch einmal gesehen . . ."

„So?" sagte Becky, indem ihr Gesichtsausdruck eine Spur von Verstimmung zeigte, „ich wollte, daß Ihr es nicht gethan hättet."

„Warum, Becky?"

„Weil sie mir nie gefallen hat. Ich habe sie immer für sehr boshaft gehalten."

„Ich halte sie nur für sehr unglücklich, die Arme," erwiderte Lady Elliott, „und das soll eines meiner letzten Worte für Dich sein, Becky: vergiß ihrer nicht, auch wenn ich selber nicht mehr bei Dir bin. Sie ist einsam auf der Welt, sie ist verlassen, sie hat Niemanden, der

sie liebt. Denke darum an mich, indem Du freundlich und gut gegen sie bist, und denke, wo ich auch sein mag, und ob es noch so fern sei, daß mein Herz in Dankbarkeit Dein bleibt, daß meine Hand offen für Dich und die Stätte, da ich weile, bereit ist, auch Dich aufzunehmen, wenn immer Du kommst."

Getheilt zwischen Rührung über diese Worte und dem Gedanken an die Engländerin, der sie gleichzeitig beschäftigte, sagte Becky: „Ich hoffe nur, daß Ihr diese Frau nicht von Eurer Absicht unterrichtet und überhaupt in keiner Weise zur Mitwisserin von etwas gemacht habt, was Vertrauen verdient."

„Und wenn?" fragte Lady Elliott unbesorgt.

„Ich würde das bitter beklagen!"

„Warum?"

„Weil sie kein Vertrauen verdient, weil sie eine finstere, hämische Natur ist, weil ich aus ihrer Vergangenheit niemals klug geworden, und weil sie rothe Haare hat. Wißt Ihr denn nicht, liebe Lady, wie unser schottisches Sprichwort sagt? „Schechan an ther ruadh agus a chreag," das heißt: Komme nicht zwischen den rothen Mann und den Fels!"

Ein Schatten ging über Lady Elliott's Seele. Aber sie streifte ihn fort und lächelte wieder, holdselig, wie zuvor. „Dir darf ich doch vertrauen, liebe Becky?" fragte sie.

„O, meine Herrin!" erwiderte Becky.

„Nun, so rüste Alles zur schleunigen Abreise. Ich werde nur das Nothwendigste mit mir nehmen; alles Andere lasse ich zurück für Dich und Deinen Mann, und bitte euch, damit zu ordnen, was noch zu ordnen ist,

wenn ich gegangen sein werde. Charles wird mich begleiten. Bereite ihn darauf vor. Wohin? Ich weiß es selber kaum — fort von hier, über die Genze, irgend wohin. Ich weiß nur, daß ich flüchten muß — flüchten für mein Leben . . . Robespierre hat mich ausgewiesen! . . ."

„Robespierre!" rief Becky mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens, und die Arme sanken ihr vor Schrecken am Leibe nieder.

Aber Lady Elliott fuhr ganz ruhig fort: „Thu' deßwegen, was ich Dir geheißen habe, Becky. Die ungewohnten Anstrengungen dieses Morgens, die weiten Wege, die Frühlingsluft haben mich angegriffen; ich werde noch einen Augenblick allein sein und ruhen, bevor ich die weite Reise antrete . . ."

„Wie?!" rief Becky, die jetzt erst den Sachverhalt in seiner ganzen Furchtbarkeit durchschaute (denn sie war ein bischen schwer im Begreifen der Dinge), „wie?" rief sie, „Ihr wolltet schlafen, während die Gefahr so nah' ist?"

„Warum nicht?" erwiderte Lady Elliott; „Du wirst ja wachen!"

Dann ging sie durch die Thür in ihr Gemach und schloß die Thür hinter sich. Becky blieb wie versteinert stehen. Und wie wuchs ihr Staunen — wie ihr Schreck, als sie von innen heraus singen hörte . . . mit einer reinen, frischen Stimme, wie die Lerche wirbelt, wenn sie, vom Druck der Nacht befreit, dem jungen Tage, dem Morgen, der Sonne entgegenflattert . . .

Es war Lady Elliott, welche sang.

Wie lange, wie endlos lange hatte Lady Elliott

nicht mehr gesungen! Ja, wahrhaftig, seit jenen glücklichen Tagen in Montfleuri und Edinburgh hatte Becky keinen Laut mehr von Lady Elliott's Gesang gehört ...

Und jetzt, in der Stunde der höchsten, äußersten Gefahr, so dicht vor der Flucht und an diesem Tage, sang sie ...

Ist es denn wahr, daß die Schwäne, die das Leben hindurch stumm sind, nur einmal singen — vor ihrem Tode?

Und doch war das Lied so süß — und Becky kannte es so gut — und Becky hatte es selbst so oft gesungen, und Becky hatte es Lady Elliott gelehrt in den Tagen der Kindheit, dieses traute Heimathlied!

Und voller, immer voller klang es heraus, immer inniger, glücklicher, heimathseliger ... und es war der schönste Gesang, den Becky je in ihrem Leben gehört zu haben meinte, und die Thränen kamen ihr in die Augen und sie weinte zuletzt selber wie ein Kind, indem es immer von Innen herausklang in Lady Elliott's himmlisch süßer Stimme:

„Es fiel auf einen Tag, einen schönen Sommertag,
Als das Korn wuchs grün und gelblich,
Daß da entstand ein großer, großer Streit
Wol zwischen Argyle und Airley.

Der Herzog von Montrose hat geschrieben an Argyle,
Daß er komme, wenn's noch früh und dämmrig,
Und die Leute führen sollt' um den Rücken von Dunkeld,
Um zu plündern das schöne Haus von Airley.

Die Lady sah über ihre Fenster so hoch,
Und oh! sie sah nieder schmerzlich;
Und da erspähte sie den großen Argyle,
Der zu plündern kam das schöne Haus von Airley ...

Komm' herab, komm' herab, Lady Margaret, er sprach,
Komm' herab und küsse mich zärtlich,
Oder vor des Morgens klarem Tageslicht
Will ich lassen keinen Stein stehn in Airley.

Ich will dich nicht küssen, großer Argyle,
Ich will dich nicht küssen so zärtlich,
Ich will dich nicht küssen, großer Argyle,
Und blieb' auch kein Stein stehn in Airley ..."

Und nun zwischen den Strophen kamen öfters Pausen — dann nahm die Stimme den Gesang wieder auf, dann hörte Becky nur noch einzelne Verse wie ein Echo: ... „Er nahm sie wol um die Mitte, so schmal ..." „Es hätte kein Campbell im ganzen West ...," dann nur noch einzelne Worte, „Geplündert" ... „das schöne Haus" ... „von Airley ..."

Dann ward es ganz stumm und still. Lady Elliott schien eingeschlafen zu sein unter dem Schlummerliede, das sie sich selbst gesungen.

O, sie war so müde gewesen, als sie in ihr duftiges Schlafgemach getreten, in welchem nichts war, als die Nachmittagssonne und das trauliche Schweigen. Und sie war so glücklich gewesen — wußte sie doch kaum, warum — und sie hatte gesungen, indem sie sich entkleidete ... und da nahm sie vor Allem diese schwarze Haube von Sammet, diese Stuarts-Wittwenhaube, die sie immer und immer getragen seit der Nacht in Brighton, vom Kopfe ... denn der Kopf schmerzte sie immer noch, aber leiser, mehr gedämpft als am Morgen — es war, als ob nun auch der Schmerz Abschied nehme — sie fühlte ihn gehen, es war ein Herausströmen von Allem, von Leid und Freud, das sie noch in sich trug — und es war, als ent-

schwinde der Schmerz, als sie die Haube fortnahm, und die bisher zusammengepreßten Haare darunter sich lösten, und lang und weich und reich um ihre Schultern fielen — und immer singend legte sie das Obergewand fort, Tuch und Kleid und Alles, bis auf das weiße Untergewand, das sie darunter trug, und singend, immer singend lehnte sie sich auf das Lager, und singend, immer singend schlummerte sie ein — auch das war ein Entschlummern, ein langsames Hinwegführen der Seele in die weiten schönen Gefilde des Traumes und da war sie eingeschlafen unter ihrem Gesang, und schlief unter Blumen . . .

Und da wanderte sie in ihren Träumen über die Wiesen der Kindheit. Und sie sah die Heimath wieder und die heimathlichen Berge, die blauen Lammermuir's und das blaue Heimathmeer. Und sie athmete den wundervollen Kräutergeruch, diesen Duft von Haide und Moor, den jeder Westwind aus den Hochlanden heranträgt — und ihre Seele war leicht, und sie wanderte nicht mehr, sie schwebte auf ihren Träumen — und sie kam wieder nach Montfleuri und sah ihre Freundin — und sie kam wieder nach London, und sah ihre Jugend und alle Gestalten ihrer Vergangenheit wieder, aber da war kein zürnendes Gesicht mehr darunter — Alle lächelten ihr Friede und Verzeihung zu. Alle hoben ihre Hände auf, um sie zu segnen . . . und Alle entschwebten zuletzt, und nur Einer blieb, mit einem ernsten, traurigen Gesicht, mit einem Auge voll Melancholie und Zärtlichkeit, mit einem Ausdruck unsäglicher, unaussprechlicher, unendlicher Liebe — eine Gestalt, die höher, größer, erhabener und schöner war, als alle andern — und dieser Gestalt streckte sie ihre Hände entgegen, und diese Gestalt umfing

sie und sie sank an seine Brust und der Name Gilbert war auf ihren Lippen . . .

Da wurde die Thür aufgerissen und händeringend stürzte Becky herein.

„Die Garden!“ rief sie, „die Garden!“

War das auch ein Traum?

Lady Elliott erwachte.

Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn. Sie richtete sich auf, sie erhob sich vom Lager.

Aber der Name Gilbert war noch auf ihren Lippen, und auf ihrer Gestalt lag ein Schimmer von Licht.

Der Angstruf erstarb auf Becky's Lippen; sie sah ihre Herrin betroffen an, sie konnte nicht sprechen, sie konnte sich für einen Augenblick nicht einmal bewegen.

„Was ist Dir?“ fragte Lady Elliott.

Becky mußte sich mühsam aufraffen; sie war wie von einem Schlage getroffen.

Sie ergriff, fast als ob sie sich vor ihr fürchte, Lady Elliott am Arme und führte sie vor den großen Wandspiegel ihres Gemaches.

Da sah Lady Elliott ihr Bild und sie erkannte sich nicht mehr.

Es war, als ob sie ganz hell und glänzend geworden sei. Ueber dem Gewand, das sie trug, wallten ihre langen Haare herab, und die Haare waren silbern und schneeweiß. Unter den heftigen Kämpfen und Schmerzen war diese Veränderung mit ihr vorgegangen, ohne daß sie selbst eine Ahnung davon gehabt hätte. Nun aber war der Schmerz vorüber und die Haare waren weiß wie Silber und die Abendsonne schimmerte darein und übergoß sie,

wie sie dastand, in Weiß vom Kopf bis zu den Füßen, mit ihrer letzten Herrlichkeit.

Jetzt nahte sich der Lärm von Männerschritten und das Klirren von Waffen dem stillen Gemach. Sie hatte kaum Zeit, sich ein Gewand überzuwerfen.

Sie hörte den Schrei einer Frauenstimme und sah durch die anderen Zimmer, fast oben auf der Treppe, eine Frauengestalt im Handgemenge mit den Nationalgarden. Ein Sonnenstrahl fiel schräg durch das Treppenfenster und zwischen den Waffen und Uniformen sah sie, von dem Sonnenstrahl berührt, das Leuchten von rothen Haaren.

Hinunter mit ihr! riefen die Soldaten. „Wir dürfen sie nicht mit einander reden lassen!“

„Erbarmen!“ flehte die von rohen Händen Gefaßte, „Erbarmen! Gnade, nicht für mich — Gnade für sie!“

„Stoßt sie die Treppe hinab!“ riefen die Männer; „was will das Weib?“

Und unter ihren Flüchen und Kolben erstickte die Stimme derselben.

„Wer war das?“ fragte Lady Elliott, indem sie sich umwandte.

„Es war die Engländerin, die Euch verrathen hat,“ sagte Becky mit dumpfer Simme.

Und nun drangen die Soldaten in das Gemach hinein.

An ihrer Spitze war Nicolas Truchon, der große Nicolas.

„Nun hab' ich Dich, Aristokratin,“ sagte er, indem er die Hand auf Lady Elliott's Schulter legte. „Weißt Du noch,

was Du mir in jener Nacht geschworen hast, als ich Dich aus dem Haufen des wüthenden Volkes und der Gewalt von unsern Tricoteusen befreite? Da schwurst Du mir, eine gute Freundin des Volkes zu sein. Und weißt Du noch, wie ich Dir von meiner Tochter und der Morgue und dem verfluchten Muscadin erzählte, der sie dorthin gebracht? Und was hast Du gethan. Sag' es Dir selber, was Du mir zum Dank dafür gethan? Das ist die Art, wie diese Aristokratinnen ihr Wort und ihren Eid halten. Und nun, greift sie, meine Freunde, legt die Siegel der Republik auf ihre Thür, und bindet ihr die Hände, denn sie ist reif für das nationale Rasirmesser!"

„Um Gottes willen!" rief Lady Elliott, indem sie sich von seiner rohen Berührung loszumachen strebte. „Robespierre selber hat mir ja noch vor wenigen Stunden die Weisung und Erlaubniß gegeben, Paris und Frankreich zu verlassen, ich war eben im Begriff, Gebrauch davon zu machen . . ."

„Und uns nochmals zu verrathen! Ja, ja — wir wissen das. Die Erlaubniß ist verwirkt und verfallen. Du standest im Solde von England und bist die Maitresse des Verräthers Orleans . . . . ."

„O Gott!" sagte Lady Elliott, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen verdeckte.

„Ja, verdecke Du nur Dein buhlerisch Gesicht — die Schamröthe kommt zu spät. Fort mit Dir! — Ah, ma mignonne! Diesesmal wirst Du uns nicht wieder entwischen. Welch' eine feine Erscheinung Du auf dem Platze der Revolution machen wirst! Wir werden Alle kommen, es wird wahrhaftig ein schöner Anblick sein! . . ."

Inzwischen war auch Charles und die ganze Dienerschaft Lady Elliott's hereingekommen, und weinend und händeringend umgaben sie die Theure, die ihnen entrissen werden sollte, und die ruhig und unter Thränen lächelnd von ihnen Abschied nahm.

„Lebet wohl!" sagte sie, „mich wird der Tod nicht unglücklich machen, wenn ich auf der Welt bei denen, die mich gekannt, ein Andenken der Liebe zurücklasse!"

„Nein!" rief Becky. „Ihr sollt nicht sterben, Ihr könnt nicht sterben, Ihr werdet nicht sterben, so lange ich noch einen lebendigen Blutstropfen in mir habe!"

Lady Elliott gab Allen die Hand, und küßte Charles und suchte Becky zu beruhigen, und sagte ihr: „Ich übergebe ihn Dir! Zu allen andern Pflichten, in denen Du mein Gedächtniß ehren mögest, kommt nun auch noch diese. Du wirst ihn wohl hüten. Er ist nun Dein, da ich nicht mehr für ihn sorgen kann. Mein Werk ist gethan. Ich gehe, wohin kein Wort, kein Ruf, kein Schritt von Euch mehr dringt — ich werde den Kelch der Bitterkeit nun bald geleert haben — und mein letztes Gebet soll sein, daß er an Euch vorübergehen möge . . . Lebet wohl, lebt wohl! . . ."

Schluchzend entrang sie sich den Händen, die sie hielten und bis zuletzt noch den Saum ihres Gewandes nicht von ihren Lippen und ihrem Herzen loslassen wollten, und indem sie ging, hörte sie immer noch, wie Becky schrie und weinte und rief: „Nein, nein, ich nehme keinen Abschied von ihr, ich sage ihr kein Lebewohl, und ich werde sie wiedersehen, und so lange ich lebe, soll ihr kein Haar auf dem Kopfe gekrümmt werden . . ."

Aber unter dem Ruf: „Futter für die heilige Guillo-

tine!“ entschwand sie nun aus dem Hause, in welchem die Weinenden zurückblieben.

Ein großer Haufen von Menschen hatte sich draußen vor der Thür, auf dem Hof und der Straße gebildet, in der Lady Elliott gefesselt hindurchschritt.

„Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig!“ hörte sie plötzlich eine Stimme aus dem Haufen. Sie wandte ihr Angesicht dahin, und erkannte die Engländerin, der das röthliche Haar zerstreut um den Kopf hing, und die mit den Mienen der Verzweiflung sich umsonst aus den Armen der Soldaten, die sie hielten, loszumachen und zu ihr hinzuarbeiten suchte.

Da ging es wie eine furchtbare Gewißheit durch Lady Elliott's Seele und ihre Lippen murmelten leise: „Die Hand des Verräthers ist über meinem Tische gewesen ...“

Es war Abend geworden und in der milden, lauen Aprilluft brannten die Straßenlaternen.

Das Leben in den Straßen von Paris war nicht weniger tumultuös, als an diesem Morgen; aber es hatte nicht mehr jenen finstern Charakter, überall hörte man den Jubel und das Jauchzen der Menschen und dazwischen den Ruf der Zeitungsverkäufer, welche die Abendblätter colportirten: „Glückliche Neuigkeit! Emigration des großen Dumouriez, genannt der Retter von Frankreich!“

Und an allen Straßenecken wurden fliegende Blätter vom „Chant du coq“ an die Mauern geklebt, und darüber wurden die Lampen angesteckt und ringsum wurden Fackeln geschwungen, und auf den Placaten sah man das Bild des gallischen Hahnes, und diese Worte, in kolos-

salen Buchstaben und Roth, welche weit durch die Nacht leuchteten:

Es lebe die Republik!

„Dumouriez, seine Complicen, und die Mehrzahl der deutschen Husaren vom Regiment Berchigny sind zum Feind übergegangen. Der ganze Rest gehört uns!“

Und durch diese Volkshaufen, die Lampen, die Fackeln und unter den Placaten hin wurde Lady Elliott in die Sectionswache geführt.

* *
*

Inzwischen war auch das Schicksal Orleans' entschieden worden.

Die Sitzung des National-Convents an diesem Tage war sehr verhängnißvoll gewesen, obwol die äußerliche Ordnung und Ruhe derselben weder durch stürmische Reden der Deputirten, noch durch irgend einen Appell oder Aufzug des Volkes unterbrochen wurde. Man stand einem gemeinsamen Feind gegenüber, und man fühlte, die Einen mit einer Anwandlung von Verzagtheit, die Andern mit triumphirender Sicherheit, daß diese Krisis nur zum Besten derjenigen sei, welche rein waren von jeder Berührung der Verräther; fortan war es das Loos der Girondisten und Danton's, sich vertheidigen zu müssen. Aber der Ankläger allein hat Recht, und der Ankläger war Robespierre.

Wer aus der Masse der bisher gefürchteten und fruchtlos angegriffenen Gegner war frei von dem Verdacht, mit Orleans an einem Tische gegessen und aus einer Flasche getrunken zu haben?

Aber von diesem Tage an war der Orleanismus ein Verbrechen gegen den Staat, wie es bisher der Royalismus gewesen war. Und Robespierre und seine Partei allein waren unbefleckt von der Freundschaft und dem Golde Orleans'; das war ihre Tugend und das gab ihnen an diesem Tage das moralische Uebergewicht, den Sieg und zuletzt die Herrschaft von Frankreich.

Ruhig daher in diesem Gefühl der Ueberlegenheit, und ohne sich durch ein Zucken seines Gesichts zu compromittiren, zu seiner Rechten St. Just, zu seiner Linken Couthon, hinter sich Lebas und Gilbert Lahaye hörte Robespierre den Vortrag der Commission an, welche aus den eingegangenen Depeschen und Mittheilungen dem Convent Bericht erstattete über die Vorgänge im Lager. Zunächst kam es für ihn und seine Genossen nur darauf an, daß der Verrath Dumouriez' constatirt werde. Und von keiner Partei und von keiner Seite ließ sich dagegen etwas sagen.

Der Bericht führte aus, wie nahe Dumouriez seinem verbrecherischen Ziele schon gewesen, und wie bestimmt er es erreicht und die Republik dem Feinde, den Oesterreichern, ausgeliefert haben würde, wenn er im entscheidenden Moment auf den blinden Gehorsam seiner Soldaten hätte zählen können.

„Aber der Verräther," so fuhr der Berichterstatter fort, „hatte sich verrechnet. Nur die deutschen Husaren in französischen Diensten ließen sich von ihm verleiten. Sie waren es, die unsere Deputirten verhaftet haben, aber unsere eigenen Regimenter, die Kinder des Vaterlandes, und alle Linientruppen kündigten den Gehorsam. Die Thore von Condé schlossen sich vor dem abtrünnigen

General und aus Valenciennes ward auf ihn gefeuert. Als er, umgeben von seinem verrätherischen Stabe und seinen deutschen Söldlingen, Lille erreicht hatte, da war die Achtserklärung dieser Versammlung von Repräsentanten der französischen Nation schon gegen ihn ausgesprochen, und verfolgt von seiner eigenen Armee und gehetzt von seinem eigenen Schuldbewußtsein, ergriff er die Flucht. Umsaust von den Kugeln, welche unsere treuen Söhne hinter ihm hersandten, erreichte er das Wasser, warf sich hinein, und nichts als sein elendes Leben rettend, langte er auf der andern Seite beim Feinde an. Der Fluch des Verrathes wird wie ein Kainszeichen auf seiner Stirne sitzen, ihn unstät jagend von Land zu Land; aber der Oberbefehl unserer Nordarmee ist bereits in die Hände von Dampierre übergegangen, unsere Commissäre sind im Lager, die neue Organisation ist vollendet und die Republik ist gerettet. Es lebe die Republik!"

Der ganze Convent erhob sich bei diesem Schlußsatz und stimmte dreimal mit feierlichem Ruf in denselben ein.

Jetzt war der Moment für Robespierre gekommen, um die Betheiligung Orleans' in die Debatte zu ziehen; der Sturz Orleans' war der erste und nothwendige Schritt, welcher den Sturz der Girondisten und, nach welchem Zwischenraum immer, den Sturz Danton's nach sich ziehen mußte. Aber noch war die Stunde nicht für ihn gekommen, um zu sprechen; er ließ Andere für sich sprechen. Seine Taktik bestand darin, die Frucht des Sieges zu pflücken, wenn sie reif war.

Es erhob sich daher Carrier, Einer von der Partei Robespierre's, und sagte:

„Die Verräther in Belgien haben sich durch die

Flucht dem gerechten Zorne der Nation entzogen; sorgen wir dafür, daß die Verräther, welche noch in Paris sind, nicht auch die Zahl unserer Feinde vermehren, indem sie emigriren. Der Sohn Egalité's, bisher im Stabe Dumouriez, ist mit dem verrätherischen General über die Grenze geflohen; ich verlange daher, daß man in diesem Augenblick den Verhaftsbefehl gegen den ältern Egalité beschließe."

Diese Worte machten eine außerordentliche Sensation. Obwol sie Niemandem in der Versammlung unerwartet gekommen sein konnten, so verbreiteten sie doch Entrüstung in den Reihen aller derjenigen, welche, wie sehr auch untereinander verschieden, darin einig waren, gegen Robespierre zu stehen. Weder Danton, noch die Girondisten konnten den Sinn dieser Worte mißdeuten, sie enthielten eine Drohung und ihre Tragweite war entscheidend.

Danton's Partei daher war es, die sich laut gegen den Arrest von Orleans erklärte. Selbst Marat, dieses schmutzige Werkzeug der Parteien, welcher das unverdiente Glück hatte, durch den Dolch einer Charlotte Corday zu fallen, suchte in einer für ihn wahrhaft unerklärlichen Anwandlung generöser Dankbarkeit seinen einstigen Wohlthäter noch eine Weile über Wasser zu halten. Es wurde von ihm angeführt, daß über irgend einen verrätherischen Act Egalité's noch nichts feststünde, und daß man sich zuerst davon überzeugen müsse, ehe man sich zu einer solchen Maßregel, wie einen Verhaftsbefehl, entschließen könne.

Aber da erhob sich Lahaye.*) „Wir halten," sagte

*) Man sehe den Moniteur universel von „Mardi, 9. Avril 1793, l'an deuxième de la république française, pag. 442."

er in seiner ernsten und entschiedenen Weise, „den Faden einer großen Verschwörung in unserer Hand, einer Verschwörung, sage ich, von Männern schon vorausverkündet, welche man zu lange schon in der öffentlichen Meinung deshalb zu beschmutzen versucht hat ... (Murren von den Bänken der Gironde.) Aber es ist nöthig, daß man endlich alle Verzweigungen dieser Verschwörung kennen lerne. Ich würde mich nicht unterfangen, irgend Jemanden auf Grund von Verleumdungen zu beschuldigen, aber seit lange schon habe ich Verdach gehegt gegen Louis Joseph Philipp Egalité, auch Andere haben Verdacht gehegt, dieser Verdacht hat sich an jedem Tage und bei mir besonders verstärkt. Ich bin daher unermüdlich darin gewesen, seinen Spuren zu folgen, und habe seit diesem Morgen das Beweisstück seiner Schuld in meinen Händen. Es ist ein Brief. Dieser Brief theilt mir mit, daß Philipp Egalité das Leichenbegängniß seines Schwiegervaters, des ci-devant Herzogs von Penthièvre, dieses Mannes, der kein Anhänger der Revolution und doch von ihr verehrt werden wird, der kein Republikaner, doch mit einem Segen für die Republik gestorben ist — daß Philipp Egalité, sage ich, diese Gelegenheit und den Namen eines Todten benützt habe, um in der Bretagne und Normandie zu wühlen, daß er in der Stadt Séez, Departement de l'Orne, ab- und zugegangen ist, sich dort für seinen Intendanten ausgegeben und unter dieser Verkleidung sein eigenes Lob ausgestreut und die öffentliche Meinung sondirt hat, um zu erfahren, ob man geneigt oder abgeneigt wäre, ihn zum K ö n i g zu haben. Ohne Zweifel, so schließt dieser Brief, hat er dasselbe in allen

Ortschaften der Bretagne gethan, welche er incognito durchreiste.“

(Ungeheures Aufsehen in der Versammlung.)

Einige Stimmen: Egalité hat sich nicht aus Paris entfernt!

Lahaye: Es wird keinen großen Unterschied machen, ob er selbst oder seine Agenten es gewesen. Nichtsdestoweniger, auf Grund meiner Beweise, halte ich meine Beschuldigungen aufrecht, und auf jeden Fall ist es gewiß, daß die Bürger der Stadt Séez befragt worden sind, um zu wissen, ob sie ihn zum König haben wollen; es ist gewiß, daß eine Versammlung zu diesem Zwecke im Hotel d'Angleterre zu Séez gehalten worden ist, und ich zweifle nicht, was mich angeht, daß er überall seine Agenten oder Personen gehabt habe, die in seinem Namen handelten. Es ist daher gewiß, daß Egalité für die Freiheit gefährlich sei, und ich verlange, daß die Anklage gegen Egalité beschlossen werde!

Mehrere Stimmen: Wo ist das Beweisstück?

Lahaye: Es ist bereits in den Händen des Ausschusses für die öffentlichen Anklagen.“

. . . .

Das Decret war unumgänglich geworden. Orleans war nicht mehr zu retten! Der Kampfplan zwischen Robespierre und seinem Gegner war geklärt.

In einer falschen, um nicht zu sagen feigen Auffassung der Situation war es Thuriot, der, um den Verdacht jeder Betheiligung von sich und seinen Parteigenossen abzuwenden, jetzt offen gegen Orleans auftrat mit den Worten: „Ich verlange, daß die Papiere Egalité's sofort versiegelt werden!“

Boyer-Fonfrède ging noch weiter. Er, der wenige Wochen später verlangte, daß man auch seinen Namen auf die Liste der proscribirten Girondins setze, rief jetzt in seiner Verblendung: „Bürger! alle Fürsten sind miteinander verwandt! Ich verlange die Verhaftung Egalité's!"

Die Gironde, welche vor drei Monaten den Ausschlag gegeben bei der Verurtheilung des Königs, gab ihn auch heute bei dem Beschluß gegen Orleans — diese Schwäche war ihre Schuld und ihr Verderben!

Mit Stimmeneinhelligkeit beschloß der Convent hierauf die Verhaftung Egalité's und Lahaye ward zum Commissär ernannt, um an der Spitze eines Detachements Nationalgarde den Verhaftsbefehl auszuführen.

* *
*

Unverzüglich wurden alle Thore, Passagen, Ein- und Ausgänge der „Maison Egalité" (so war der republikanisch-officielle Name des Palais Royal) militärisch besetzt, der Platz, der große Hof und unter dem Bogen des Hauptportals die große Treppe.

Die Maßregel war am Nachmittag verhängt und noch vor Sonnenuntergang in's Werk gesetzt worden.

Der Herzog nebst einigen seiner Freunde, so viel ihm noch an diesem letzten Tage davon geblieben waren, befand sich beim Diner. Die Zahl seiner Gäste war sehr zusammengeschmolzen, und nur Madame de Buffon, Merlin und Laclos theilten heute mit ihm die Freuden der Tafel.

Zu einer eigentlichen Warnung von Seiten derjenigen im Convent, welche den Herzog um ihret-, wenn nicht um seinetwillen gerettet haben würden, wenn es

möglich gewesen wäre, hatte es nicht kommen können, da diese selbst durch die Partei Robespierre's mit dem Anklagedecret überrascht worden waren; indessen waren doch vereinzelte Zeichen einer drohenden Gefahr während des Tages bis zum Herzog gedrungen. Denn dergleichen liegt in der Luft und theilt sich auf die eine oder andere, sinnlich kaum zu beschreibende Weise dem Bedrohten mit. Doch diese Besonderheit war dem Herzog eigenthümlich, daß er, trotz der oft bewiesenen Muth- und Energielosigkeit, wo es einen Entschluß oder eine That galt, dem Unabänderlichen gegenüber sich stumpf oder gleichgiltig verhielt. War er so bethört, daß er die wirkliche Gefahr nicht sah, oder schloß er seine Augen davor, weil es ihm so bequemer war?

Kurz: Orleans zeigte keine Miene von Furcht, ja nur von Ueberraschung, als ihm, in der Mitte des Diners, die Nachricht ward, daß sich von allen Seiten Nationaltruppen um sein Palais zusammenzögen. Seine Gäste wurden besorgt, nicht er; sie wollten sich erheben, er bat sie, ihre Plätze zu behalten. Sie stellten ihm die Gefahr vor und sprachen ihre Vermuthungen über den Sachverhalt aus; er erwiderte, daß sie Recht haben möchten, aber daß es ihm bei Tafel nicht angenehm sei, dergleichen Unterhaltungen zu führen. Sie beschworen ihn, sich durch irgend einen unbesetzten Ausgang mittelst der Flucht zu retten — er lehnte es ab; oder dafür zu sorgen, daß Waffen zur Hand seien — er lächelte und sagte, sie sollten die Gläser zur Hand nehmen und mit ihm anstoßen.

War es sein Fatalismus oder seine Indolenz, welche, diesem letzten Augenblick gegenüber, fast wie Seelenstärke

erschienen? Freilich pflegt es diese „suprema dies“ zu sein, welche, wo nicht unser Urtheil ändert, doch unsere Sympathie besticht und unser beleidigtes Gefühl mit demjenigen aussöhnt, der es beleidigte; schön sterben können, galt immer als eine Kunst im Circus und Theater — warum nicht auch in der Welt, die doch dem Theater so sehr gleicht und dem theatralischen Helden am liebsten ihre Kränze wirft und ihren Applaus spendet? . . .

„Stoßen wir an mit diesem Rest!“ sagte er, indem er das Glas erhob, leerte, dann aufstand, der Frau v. Buffon den Arm gab und die beiden Andern aufforderte, ihm in das Spielzimmer zu folgen. Sie waren bestürzt und bleich.

Denn ein Cordon von Bajonneten hatte sich inzwischen um das ci-devant Palais Royal gezogen, jeder Verkehr mit der Außenwelt war abgeschnitten und Alles, was sich im Innern befand, gefangen.

Mit zitternden Händen hatten die Diener die Lichter angezündet, die kostbaren Vorhänge herabgelassen, die reich vergoldeten Fensterläden geschlossen und den Spieltisch gesetzt.

Aber es war, als ob dieser gewöhnliche Comfort dem Herzog nicht genug sei.

„Auch die Kronen sollen brennen!“ sagte er, und bald flammten Hunderte von Kerzen, die mit Cassia parfümirt waren, zwischen der vergoldeten Bronce und den geschliffenen Krystallen, und dann ließ er die Flügelthüren aufwerfen und in all' den prachtvollen Sälen und hohen Gemächern die goldenen Gueridons, Candelaber, Girandolen und Kuppeln erleuchten. Es war wie in einer von den glänzenden Ballnächten des Palais Royal, und Alles

bis zur fernsten Spiegelwand schwamm in Glanz, Licht und Duft. Die Oelgemälde, die Götter und Göttinnen, die Könige, die Königinnen, die Tempel, die Landschaften traten aus ihrem langen Dunkel, die goldenen Rahmen schimmerten. Die Marmorwände und die Säulen glänzten, das goldumgitterte Orchester ward von zahllosen Lampen umglüht, und die Fußböden von Parquet und Mosaik strahlten das Licht zurück. Aber im Orchester war keine Musik und in den Sälen kein Tanz. Alles war still und stumm. Es war wie ein Fest für die Todten.

„Setzen wir uns," sagte endlich der Herzog, und seine Stimme klang aus dem Schimmer und Todesschweigen der hallenden Säle zurück — „machen wir ein Whist!"

Und die Karten wurden gegeben und die erste Runde gemacht, mit diesen republikanischen Karten, auf welchen sogar die armseligen Kartenpotentaten von ihrem altehrwürdigen Kartenthron gestürzt und die Könige durch die Genien des Krieges, des Friedens, der Künste, des Handels, die Damen, Buben und Asse durch die symbolischen Gestalten der Freiheit, der Gleichheit, des Gesetzes, sowie die Treffles wegen ihrer zu großen Aehnlichkeit mit den Lilien der Bourbonen durch die ursprünglichen Eichenblätter ersetzt worden waren.

Schweigend wurden die Blätter ausgespielt, und das Geräusch, welches sie machten, indem sie auf den Tisch fielen und zusammengeschoben wurden, war das einzige in dieser ungeheuren Einöde von Glanz, Pracht und Grabesstille.

Plötzlich, mitten im Rubber, stürzt Romain, der

greise Kammerdiener des Herzogs, von welchem wir schon einmal gesprochen, durch die Thür vom Corridor herein. Die Gäste lassen die Karten fallen. Nur der Herzog allein hält die seinigen noch in der Hand.

„Was bringst Du, Romain?" fragt er den alten Diener.

Aber dieser hätte nicht Zeit gehabt, um zu antworten, auch wenn er die Kraft dazu gehabt hätte.

Vor der Thür, indem sie geöffnet wurde, sah man ein Piket Nationalgarde, der ganze Corridor schimmerte von Stahl und Blau und auf der Schwelle erschien der Commissär des Convents, die Schärpe um die Taille geschürzt.

Als Orleans den Commissär sah, da ward er bleich — erst in diesem Momente, nicht eher.

Er legte die Karten fort, erhob sich von seinem Stuhle und gab den Gästen, die noch bei ihm waren, ein Zeichen, sich zu entfernen. Sie traten in den anstoßenden Salon und vor ihnen ließ Orleans die Portièren fallen.

Jetzt, zum erstenmal, war er allein mit Gilbert Lahaye.

„Tritt näher," sagte er — und was auch Deine Botschaft sein mag, Du wirst so viel, als zu einem Worte gehört, für mich noch übrig haben . . . Du kommst im Auftrage des Convents — Dich sendet Robespierre . . . das Schicksal hat es so gewollt, aber auch die Stunde wird kommen, wo Du dem Manne fluchest, unter dessen grausamen Händen Du zu dieser Mission gereift bist . . ."

Er trat hierauf zu einem Wandschrank, öffnete eine Schublade und nahm ein Medaillon von Gold heraus.

Dann kehrte er zu Gilbert zurück und hielt ihm das Medaillon in seiner Hand entgegen.

„Du wirst es kennen!“ sagte der Herzog.

Gilbert sah auf; es war das Medaillon, welches er einst selber besessen, welches Nathalie ihm gesandt, welches Lady Elliott ihm gegeben, welches er in den Katakomben von sich geworfen ...

Aber es war nun geöffnet, und unter der Kapsel sah er eine Miniature, und das volle Licht des Kronleuchters fiel von oben darauf, und in den jugendlichen Zügen und frischen Farben der Malerei erkannte er das Bild desjenigen, der gealtert und verändert vor ihm stand und es immer noch fest in seiner Hand ihm entgegenhielt.

Da zuckte etwas durch Gilbert's Hirn und Herz, das ihm die Besinnung raubte — etwas, von dem er nicht hätte sagen können, ob es ein Krampf oder eine Convulsion, ob es körperlich oder seelisch, wirklich oder eingebildet sei ... Aber das fühlte er, mitten in dieser Bewußtlosigkeit, daß es der Blitz sei, der ihn getroffen und zerschmettert habe ...

Und mit dem Schrei: „Mein Vater!“ warf er sich zu Orleans' Füßen nieder.

Orleans beugte sich zu ihm, um ihn emporzuheben. Aber in dem Augenblicke, wo Orleans' Hand ihn berührte, war es, als ob ein Funken durch Gilbert's Seele spränge; augenblicklich erhob er sich, knöpfte die Schärpe los, die er um den Leib getragen hatte, warf sie um die Schultern, öffnete die Thüren zum Corridor, die Garden

drangen herein, bald war das ganze Gemach voll von Soldaten; Gilbert trat in ihre Mitte, und indem er die Hand auf Orleans' Schultern legte, sagte er: „Im Namen des Convents! Du bist der Gefangene der Nation!"

Die Garden schlossen nun einen Kreis um Orleans, und aus dem anstoßenden Salon eilten Madame de Buffon und die beiden Andern herbei.

Die Thüren waren nun wieder offen und der ganze Glanz des Palais Royal strahlte noch einmal auf den unglücklichen Fürsten, der davon Abschied nahm für immer.

Er verlor keinen Augenblick seine Fassung, ja mit einem trüben Lächeln, indem er seiner Freundin, seinen Freunden und seiner Dienerschaft die Hand reichte, sagte er: „Die französische Nation wird die Opfer nicht vergessen, die ich ihr und der Freiheit gebracht habe!"

Dann wandte er sich zu den Garden und sagte: „Ich bin bereit, euch zu folgen." Er ging und hinter ihm wurden die Kronleuchter, die Lampen, die Ampeln und die Girandolen ausgelöscht. Es wurde nun dunkel im Palais Royal und es blieb dunkel darin, viele, viele Jahre.

Philipp Egalité ward an diesem Abend in das Staatsgefängniß der Abtei geführt.

Aber dieser Tag und Abend sah auch den Triumph der künftigen Gewalthaber Frankreichs.

Die Schreckensregierung constituirte sich.

Aus den Händen des Convents ging die Macht in die Hände seines Wohlfahrtsausschusses über und an der Spitze dieses Ausschusses stand Robespierre.

Robespierre! das war die Revolution an ihrem Ziele.

Und Gilbert?

Er hatte seine Pflicht gethan und seine Seele war gebrochen!

Siebentes Buch.

Darnach ließ er eine Taube von sich ausfliegen.

Genesis, VIII, 8.

Erstes Capitel.

Und das Gewässer stand auf Erden.

Es war längst Nacht geworden, als die Escorte mit Lady Elliott das sogenannte Corps-de-garde, das Wachthaus der Section erreicht hatte. Dort lieferte Truchon sie dem dienstthuenden Offizier ab. Als dieser nach dem Verhaftsbefehl fragte, erwiderte Truchon, daß er auf seine eigene Verantwortlichkeit, als Gensd'arm der französischen Republik gehandelt, daß die Verhaftete schon lange den Verdacht erregt, mit den Feinden der Nation conspirirt zu haben, daß der Beweis ihres Verraths und Einverständnisses mit Orleans heute in seinen Händen gewesen, daß er sich darauf nach dem Revolutions-Comité ihrer Section begeben und mit den Mitgliedern desselben die Verhaftnng ausgeführt habe. Die Mitglieder des genannten Comité's, welche meist kleine Leute, Handwerker und dergleichen aus der Nachbarschaft von Lady Elliott's Wohnung waren, und die Verhaftete bis hieher begleitet hatten, stimmten den Worten Truchon's bei, und der Präsident, ein Barbier, welcher sich am zweiten und dritten September in den Gefängnissen hervorgethan hatte, setzte hinzu, daß der Sicherheits-Ausschuß es ihnen Allen Dank

wissen werde, diese Orleanistin arretirt zu haben, bevor sie der wohlverdienten Strafe sich durch die Flucht zu entziehen im Stande gewesen.

Lady Elliott war sehr ruhig. Sie ließ sich ohne irgend eine Bemerkung oder einen Einwand dagegen zu machen, in das Wachtzimmer führen. Hier lagen die Soldaten schon verschlafen auf den Bänken umher, einige waren betrunken, andere tranken, rauchten und fluchten. Außer Lady Elliott befanden sich noch mehrere polizeilich Verhaftete in der Stube, aber sie kannte Niemanden darunter, und sie war die einzige Dame. Die Soldaten gaben ihr einen Sitz in der Nähe des Feuers, boten ihr Wein an und sagten, als sie dankte, daß sie nicht stolz sein dürfe, daß es jetzt keine Herzöge und keine Prinzen mehr gäbe, daß sie alle gute Bürger seien, und daß sie auch eine gute und glückliche Bürgerin hätte sein können, wenn sie sich nicht mit dem Verräther Egalité eingelassen. Aber guter Rath komme gewöhnlich zu spät, und sie müsse sich nun wol darauf gefaßt machen, daß es heiße: „mitgefangen, mitgehangen!"

Lady Elliott gab ihnen zur Antwort, daß sie sich davor nicht fürchte, daß sie nicht einmal wisse, warum sie verhaftet worden sei.

Die Soldaten sahen einander ungläubig an, bis einer davon, ein Corporal, unter'm Anbrennen seiner Pfeife sagte, das wisse doch wol die ganze Welt, daß sie es immer mit dem Herzoge gehalten habe und die gute Freundin, die „bonne amie", das Liebchen desselben gewesen sei.

„Ei, ei," sagten sie, „das hat nun ein Ende mit diesen Liebschaften!"

„Mein Seel'!" rief der Corporal, denn dieses Thema

schien ihm die Zunge zu lösen, „ein lustig Leben hat er geführt, das muß wahr sein und ein lustiger Patron ist er gewesen, das muß auch wahr sein! Und 's thut mir wahrhaftig leid, wenn ich bedenke, daß der einzige Prinz, welcher sein Lebtag ein rechtschaffener Prinz gewesen, welcher ein Geld, ein Herz und allzeit eine freundliche Miene für die geringen Leute gehabt, der niemals hoffärtig und immerdar ein Freund des Volkes gewesen, nun zuletzt auch noch ein Schurke sein muß."

„So, so," wundert Dich das," entgegnete ein Anderer, ein Sergeant; „mich wundert's gar nicht, denn das ist die Art, wie sie's allzumal machen. Ich sage Dir, Marcel, Art läßt nicht von Art. Eine Katze, wenn sie noch so schön thut, bleibt eine Katze, ein Fuchs bleibt ein Fuchs, ein Hund bleibt ein Hund. Und ein Fürst bleibt ein Fürst. Das ist meine Rechnung!"

„Freilich," entgegnete der Corporal, „Du magst wol Recht haben, Guillaume, aber mag's d'rum sein — ich hab' so was für ihn gefühlt, für den Mann — wenn er so daherschritt — 's war doch ein Anblick! 's war doch noch etwas in ihm, so vom Ritter oder von einem vornehmen Herrn, oder von der alten Zeit — versteh' mich recht, Guillaume, Du bist Sergeant und ich bin Corporal, und wir sind Beide Soldaten der Republik, und Gott verhüte, daß ich Mitleid mit einem Verräther haben sollte, aber was wahr ist, muß wahr bleiben, 's hat mich allemal gefreut, wenn er so daherkam in seinem braunen Rock mit den dreifarbigen Emailleknöpfen und den Strümpfen von tricolorer Seide und „Kinder" sagte, „Kinder," sagte er, „wie geht's? Wie steht's? Da, macht euch 'ne Freude" — griff in die Tasche und warf eine

Handvoll Assignaten in die Luft, daß es nur so flatterte ... Siehst Du, Guillaume, da hab' ich den Mann ordentlich lieb gewonnen, und 's thut mir leid, daß solch ein guter Mann zugleich solch ein Schuft ist ... Ja, ja, Guillaume, das thut mir leid ..." und dabei erhob er sich und schlug Lady Elliott vertraulich auf die Schulter — Lady Elliott, welche am Feuer, auf dem Platz, den man ihr angewiesen, saß, mit dem Rücken an die nackte Wand gelehnt — „und 's thut meinem Herzen wohl, Bürgerin, daß Du ihn nicht verlassen willst, wie die Anderen, die lustig mit ihm gelebt haben, so lang 's was zu zechen und zu jubeln gab, und die ihn nun hinterrücks verlassen, wo 's damit ein Ende hat."

Lady Elliott war durch den Schlag des Soldaten, der ihr so unvermuthet geworden, ganz in sich zusammengefahren. Aber Marcel, den Corporal, focht das wenig an. „Brauchst Dich darüber nicht zu schämen," sagte er, „daß Du treu bei ihm geblieben bist, als ihn Alle verließen, seine eigene Frau, seine eigenen Kinder, seine ganze Freundschaft und Verwandtschaft. Nein, mein Seel', das gereicht Dir in meinen Augen zur Ehre, daß Du's nicht wie die Andern gemacht, die seinen Wein getrunken und seinen Reichthum genossen bis zur letzten Stunde, und ihm dann, Einer nach dem Andern, abgefallen, und die Ersten sind, um ihn zu verleugnen, die gestern noch an seiner Tafel gesessen und ihn heute nicht mehr kennen — diese Dame Buffon voran, die ihn — Gott weiß zu wie viel Thorheiten verleitet und nun den Kopf schüttelt und sagt: ich will keine Gemeinschaft mit dem Verräther haben! Das glaub' ich, jetzt, wo's nichts mehr mit ihm zu theilen

gibt, als das Gefängniß und das Schaffot! Aber Du bist nicht so ehrvergessen, nein, nicht Du, Bürgerin, Du wirst das Haupt auf denselben Block legen und Sanson wird Euch copuliren, das ist die rechte republikanische Heirath und darum muß ich Dich loben!"

Lady Elliott schreckte vor dieser fürchterlichen Zumuthung zurück — nicht vor dem Gefängniß, nicht vor dem Schaffot, nicht vor Sanson und nicht vor dem letzten Augenblick, nicht davor, die Genossin Orleans' im Tode zu sein: aber vor der Zumuthung, für die Genossin Orleans' im Leben gehalten zu werden.

Vor dieser Schmach bedeckte Lady Elliott das Gesicht. Sie hatte wol während der letzten Stunden dieses Tages Andeutungen gehört, die sie damals nicht beachtet oder nicht verstanden — aber war es dieses, worauf sie sich bezogen? War es dieses, was auch Gilbert sagen wollte, als er sie mit jenen schrecklichen Worten von sich stieß?

Aber auch das war nur ein Moment, dann kehrte sie zu ihrer frühern Ruhe zurück. Sie erwiderte kein Wort.

„Ja, ja," fuhr Marcel, der Corporal, fort, „es war bekannt genug, wenn Du auch noch jetzt ein Geheimniß daraus machen möchtest. Ich nehme Dir das nicht übel, Bürgerin, nein, ich finde darin nur eine Bescheidenheit, es nicht so offen und schamlos zur Schau getragen zu haben, wie diese Dame Buffon, die's nicht hat satt kriegen können, sich mit ihm in den Theatern und an den öffentlichen Plätzen sehen zu lassen, sich mit seinen Diamanten zu behängen und mit seinen Federn zu putzen ... Gott straf' mich! ich werd's keiner Frau übelnehmen, daß sie sich mit diesem Manne eingelassen — nein, nicht ich,

denn ich hab' ihn eigentlich immer gern gehabt und hab's ihm recht vom Herzen gegönnt, wenn er mit hübschen Frauen vergnügt gewesen — warum auch nicht? Haben wir ein paar Dutzend Klöster zerstört, um aus der ganzen Welt ein Kloster zu machen? Und sind wir ein freies Volk und ein großes Volk geworden mit einer Republik und einem National-Convent, um keinen Wein mehr zu trinken, keine Frauen mehr zu lieben und kein Vergnügen mehr zu haben? Pah! aber es muß freilich Alles seine Grenzen und seinen Anstand haben, und mir hat's wirklich gefallen, Bürgerin, daß Du mit Deinem Verhältniß zu dem Herzog immer so heimlich gethan und jetzt erst offen heraustrittst, wo's um Kopf und Kragen geht! Mein Seel', das heißt ritterlich gehandelt, wenn Du auch schon ein Weib und eine Aristokratin dazu bist, und wenn's auch schon lange kein Geheimniß mehr gewesen, woraus Du immer noch eines gemacht hast, und wenn die Besuche des Herzogs bei Dir auch noch so sehr im Verborgenen geschahen, in solchen Nächten, wo Niemand an derlei gedacht hätte. Aber 's ist doch herausgekommen, Bürgerin, es ist doch herausgekommen und wenn's Dir auch den Kopf kosten wird, so will ich Dir darum keinen Vorwurf machen, daß Du noch am letzten Tage und in der letzten Stunde bei Robespierre gewesen bist, um für das Leben des Herzogs zu bitten, und als das nichts anschlug, ihm einen Brief geschrieben hast, um ihn zu warnen und an die Flucht zu mahnen. Hättest Dir nur eine treuere Hand suchen sollen" — dabei dämpfte sich die Stimme des ehrlichen Soldaten zu einem Flüstern — „wer weiß, wenn der Brief wirklich in die Hand des Herzogs gekommen, was dann geschehen sein würde.

Mich, mein Seel' würd's nicht betrübt haben — aber ich bitte Dich, sag' das nicht laut! — wenn der Herzog über die Grenze gegangen wäre, anstatt daß man ihn jetzt in die Abtei oder in die Festung oder Gott weiß wohin bringt. Denn 's war ein freundlicher Mann, wenn er auch ein Verschwörer und Verräther sein mag, und ich bleibe dabei, daß es nicht recht von dem großen Nicolas gewesen, so mit Gewalt auf Deiner Verhaftung zu bestehen. Der ist's allein, bei dem Du Dich dafür zu bedanken hast."

Lady Elliott war durch die Erwähnung Truchon's zu einem fast unwillkürlichen Ausruf bewegt. „Diesen Mann," sagte sie, „hab' ich einmal für meinen Freund gehalten!"

Der Soldat lachte. „Der ist auch des Herzogs Freund gewesen," sagte er, „hat von seinem Geld genommen, aus seiner Küche gegessen und in seinem Keller getrunken, und Ihr seht's ja, daß er der Vorderste dabei war, seines Freundes Palais zu umstellen, um denselben hinterlistig darin, wie in einem Garn, zu fangen. Und um die Wahrheit zu sagen, so ist's auch Truchon gewesen, welcher von Eurer Liebschaft gesprochen und zum Verräther an dem Geheimniß desselben geworden ist. Du mußt besser wissen als ich, Bürgerin, wie weit Ihr mit Eurem Vertrauen zu ihm gegangen seid, ob Ihr ihn zum Mitwisser oder Mithelfer gemacht habt . . . aber er thut doch so, und das muß ich sagen, Bürgerin, ich hätte mir einen zuverlässigeren Vertrauten ausgesucht, als diesen Rüpel, der jetzt mit seinem kupfernen Säbel rasselt und thut, als ob ganz Frankreich ihm gehöre, und der doch, Gott straf' mich, die Guillotine zehnmal verdient hätte, wenn Orleans

sie einmal verdient. Eine Frau zu verhaften, die einen Herzog geliebt — mein Seel', das ist doch kein solches Verbrechen in meinen Augen. Aber nun ist's zu spät und wir werden einander wol erst wiedersehen auf dem Platze Louis Quinze, wenn's mir nicht vorher beschieden ist, hinauszurücken mit meinem Regiment in's Feld, nach Flandern oder an den Rhein — denn, straf' mich Gott! ich bin dieser populären Expeditionen gegen Weiber und wehrlose Männer müde und sehne mich von ganzem Herzen nach einem rechtschaffenen Blutbad unter Feinden, welche eine Muskete haben, wie ich, und einen Säbel, wie ich, und Soldaten sind und sich wehren können, und mich todtschießen, wenn ich sie nicht todtschießen kann! . . ."

Dann kehrte sich der Corporal ab, ließ Lady Elliott sitzen und wandte sich an seinen Freund Guillaume. „Sergeant," sagte er, „gib mir Feuer, die Pfeife ist mir ausgegangen und es ist noch ein Rest darin, den will ich vor'm Einschlafen fertig rauchen."

Hierauf, nachdem er sein Pfeifchen wieder in Brand gesetzt, legte er sich auf die Erde, wo seine Kameraden schon rings umher schliefen, und mitten unter dem Rauchen schlief er selber ein und sein Pfeifchen, welches noch warm war, glitt ihm aus dem Munde.

Nun war es ganz still in dem weiten, wüsten Gemach, in welchem Alle schliefen, mit Ausnahme von Lady Elliott. Es wurde allmälig auch kalt darin, denn das Feuer in dem offenen Kamin erlosch und die Flamme, welche in ihrem Aufzucken zuweilen einen Streifschimmer über den Boden und die Bänke geworfen hatte, wo die Schlafenden lagen, war todt.

Es fröstelte Lady Elliott, aber ihr Herz, ihre Seele, wenn man das sagen könnte, fast mehr noch als ihren Leib, obgleich der nur ziemlich dünn bekleidet war.

Ihre Seele zog sich vor der Berührung der Außenwelt immer mehr und mehr zurück, sie kauerte ganz in sich zusammen.

Und so verbrachte Lady Elliott diese Nacht, nichts mehr hörend, als nur den Schritt der Wache vor der Thür, die Athemzüge der Schlafenden, den Frühlingswind, welcher draußen durch die feuchte Nacht den Gesang der Sehnsucht sang, jenes Brausen, welches, wenn Alles stumm ist, die Welt erfüllt . . . und ein Baum, welcher draußen vor dem Fenster stand, schlug zuweilen gegen die Scheiben und das war es, was Lady Elliott zugleich verhinderte, einzuschlafen. Früher vielleicht hätte sie diesem Baume gezürnt, der sie immer wieder, im Einschlafen selber, weckte, aber in ihrem Herzen war jetzt nur noch Geduld. Es wollte Alles ertragen sein, auch diese Nacht. Und dann war sie wieder zufrieden, daß es still und dunkel um sie war, und daß Niemand sie ansah, Niemand mit ihr sprach, Niemand sie berührte.

Sie schloß ihre Augen nicht, sie blickte fortwährend in die Dunkelheit: es that ihr so wohl, auch nichts mehr zu sehen, nachdem sie nichts mehr hörte, als den Schlummer der Andern und die Stimme der Ewigkeit, welche im Sturm zu ihr sprach.

Aber es sollte noch einmal Tag werden.

Es fing an, zu dämmern. Die Nacht vor dem Fenster bekam einen fahlen Schimmer von Grau. Die Finsterniß des Gemachs lockerte sich gleichsam an ihren Endpunkten. Der Morgen hob die Nacht wie einen

Schleier auf. Ein Lichtstreifen, welcher wuchs, indem man ihn ansah, brach durch's Fenstergitter, lief über den Boden, über den Köpfen der Schlafenden fort, stieg die Wand empor. Er nahm eine Farbe an, er ward roth, purpurroth, roth wie Carmoisin. Er flammte wie ein Blutstreifen. Er dehnte sich aus, ward breiter, erfüllte zuletzt das ganze Gemach mit einem dunkelrothen, fast greifbaren Schein. Es war das Morgenroth, welches die Wolken, die Dachfirsten, die Baumspitzen, die Welt im Schlafe mit seiner düsteren Gluth färbte.

Einer oder der andere von den Schläfern regte sich in seinem Schlummer, indem der glühende Strahl über die Stirn und die geschlossenen Augen fiel, und jetzt ließ sich auch von draußen, an der Thür ein lauter Wortwechsel vernehmen, rauhe Soldatenstimmen im Streit mit einer Frauenstimme — eine Bitte und Abwehr, ein Lärm zuletzt, der Alle wecken mußte, die im Innern der Wachtstube bis jetzt geschlafen hatten.

„Was ist das?" sagte Marcel, der, aufwachend, gar nicht recht wußte, daß er überhaupt geschlafen, daß es Nacht gewesen und Tag geworden, und der darum auch die Pfeife, welche er vom Boden aufnahm, mit einem Gesicht aufrichtigen Staunens betrachtete und verwundert ausrief: „Mein Seel'! Sie ist mir schon wieder ausgegangen," worauf er seinen Waffenbruder weckte und „Sergeant" sagte, „Sergeant! gib mir Feuer!"

Nachdem er sein Pfeifchen besorgt und in Ordnung gebracht — denn das war jeden Tag für ihn das Erste — erhob er sich selber vom Boden und ging an die Thür.

„Was ist denn hier?“ wiederholte er, indem er die Thür öffnete, unter welcher sogleich, von den wachthabenden Soldaten umringt, ein Frauenzimmer mit einem großen braunen Mantel und mit einem großen Korb in der einen und mit einem Knaben an der andern Hand erschien.

„Ihr Herren Soldaten,“ rief das Frauenzimmer, „laßt mich herein; ich will meiner Herrin eine warme Tasse Thee und ein Stück Brot bringen, und das wird doch wol in Euren Augen kein solches Verbrechen sein.“

„Warmer Thee!“ sagte Marcel, indem er dem Frauenzimmer den großen Korb abnahm, „o nein, ich glaube nicht, daß warmer Thee ein Verbrechen sei. Ich kann's mir wenigstens nicht denken ... nein, nein,“ und dabei hatte er die Kanne herausgehoben, die Tasse genommen und halb gefüllt, so daß der angenehme Geruch des Getränkes ihm in die Nase stieg. „Laßt sehen,“ fuhr er fort, indem er mit Behagen den duftigen Inhalt der Tasse schlürfte, „der Thee ist gut, und wenn das Brot“, dabei brach er sich mit freigebigen Händen davon ab, „auch gut ist . . . so“ — sagte er unter dem Trinken und Kauen, „kann's als unverdächtig passiren. Geh' Sie nur zu der Bürgerin und geb' ihr, was sie da mitgebracht hat —“ und damit wehrte er den Widerstand der übrigen Soldaten ab, das Frauenzimmer mit dem großen braunen Mantel und dem großen Korb und der Knabe traten in die Wachtstube und Marcel stopfte sich wohlgemuth sein Pfeifchen auf's Neue, bat seinen Bruder Guillaume um Feuer, brannte den Tabak an und sagte, indem er die ersten Rauchwölkchen behaglich vor sich hinblies: „Ah, so

etwas thut Einem wohl; 's gibt doch nichts so Gutes auf der Welt, als ein gutes Frühstück und eine gute Pfeife."

Inzwischen war Lady Elliott aufmerksam geworden, hatte sich von dem Sitz, welchen sie während der Nacht nicht verlassen, erhoben und eilte der Eintretenden mit freudigem Ausruf entgegen. „O Becky," rief sie, gerührt von der Erscheinung der treuen Dienerin, „hab' ich so viel Güte verdient, daß Du mich noch einmal aufsuchst, . . . und auch Du, mein Charles, bist gekommen!" Mit Thränen in den Augen drückte sie den Knaben an sich, welcher bleich aussah und verstört von Kummer und Nachtwachen.

Es war nun voller Tag geworden, das Licht desselben hatte seine schönen Farben verloren und war ein graues, trübes, umflortes Tageslicht geworden, wie es einem so glühenden Morgenroth meistens zu folgen pflegt. Der Wind hatte nachgelassen, dafür aber fing es an, zu regnen, immer so fein, daß es sich zuerst nur wie ein nasser Schauer in der Luft und auf den Steinen fühlte, aber es rieselte immerwährend. Dazu machte sich auch die Morgenkälte bemerkbar, besonders in der langen, niedrigen Wachtstube, welche tief lag und an sich feucht war. Die Soldaten zündeten daher im Kamin wieder ein tüchtiges Feuer an, und dem guten Willen Marcel's hatte Lady Elliott es zu verdanken, daß sie nebst Becky und Charles davor sitzen durfte. Es war auch eine Vergünstigung, hier konnten sie ungestört miteinander reden, und es war in diesem unbehaglichen Aufenthalt noch das behaglichste Plätzchen.

Becky saß auf einem niedrigen Schemel zu Lady Elliott's Füßen.

Sie erzählte, daß gegen Mitternacht eine andere Patrouille gekommen sei und Einlaß in ihr Haus begehrt habe. Sie, Charles und die übrige Hausgenossenschaft seien noch in ihren Kleidern gewesen, sie hätten nicht daran gedacht, schlafen zu gehen. Da wäre wieder gepocht und geklopft und gehämmert worden. — „Es war Schlag zwölf Uhr," sagte Becky. „Ich ging und öffnete die Thür. Es waren dieselben Männer von der Section, oder auch andere . . . wer kann dieses Mannsvolk von einander unterscheiden, mit ihren langen Piken und Firlefanz von Bändern um Leib und Schulter. Es sieht Einer davon aus wie der Andere, und nun gar bei dieser stockfinstern Nacht, wo ihre rothen Nasen und ihre rothen Lichter auf einmal vor mir funkelten, wie ein Stück Höllenfeuer. O du mein heiliger Andreas! wie zitterte ich, als sie mir mit ihren glühenden Nasen so nahe kamen! Aber sie verlangten nur, daß ich ihnen die Schlüssel geben solle, und zeigten mir ein gar großes Blatt, welches, wie sie mir sagten, die Ermächtigung des Sicherheitsausschusses zur Haussuchung sei. Was sollte ich thun, liebe Lady? Ihr wißt, daß ich Geschriebenes nicht lesen kann, wehrte mich auch noch eine Weile, mußte aber doch zuletzt die Schlüssel herausgeben, worauf sie durch alle Zimmer gingen, daß es eine rechte Schande war, zu sehen, wie dieses Heidenvolk mit seinen hölzernen Schuhen durch die schönen Zimmer schlurrte — Alles angaffend, die schönen Bilder und die schönen Stühle, und die schönen Spiegel, und Alles anrührend und antappend, mit diesen

braunen Diebshänden, die kleinen Gold= und Porcelansachen, ach! und diese kleinen hübschen Leuchter und Figuren und Vasen auf dem Kaminrand — und davon einsteckend, was für ihre Räubertaschen nicht zu groß war. — Sie wollten auch die Alabasterschale einstecken, dieses süße Ding von einer Blumenschale, in welcher Ihr immer die ersten Veilchen und die ersten Rosen habt — aber da sagte ich, nein! Ich könnte zwar ihr großes Blatt nicht lesen, aber zum Stehlen hätte sie doch wol ihr Sicherheitscomité nicht hergeschickt. Darob wurden sie gar zornig, sagten, sie nähmen nur mit, was ihnen verdächtig scheine, und ich hätte nichts dareinzureden. Doch gingen sie nun an ihr Geschäft, wie sie's nannten, öffneten die Schränke, rissen Alles heraus, was darin war, Kleider, Wäsche, Stoff und Leinen, und über die Koffer, die schon halb fertig gepackt waren, fielen sie her und ei! riefen sie, da seien sie ja gerade noch früh genug gekommen, um die Flucht zu verhindern, und packten's wieder aus, und machten eine solche Unordnung im Haus, daß Gott im Himmel sich hätte darob erbarmen mögen. Ich konnte es nicht mit ansehen, mir drehte sich das Herz im Leibe herum, wie sie alle unsere schönen Sachen so durcheinander warfen — Alles auf die Erde und Eins über das Andere her — es war nicht zum Aushalten! Ich kehrte mich gerade herum und sagte: Macht ihr, was ihr wollt! Was gehen mich meine Sachen an? Und ich bin unschuldig . . . Hauptsächlich aber hatten sie's auf die Briefschaften abgesehen, und da war kein Papier, kein noch so altes Blatt, das sie nicht aufnahmen, großmächtig ausbreiteten, untersuchten und zuletzt in eine lederne Mappe steckten, die sie bei sich hatten. Da kam Alles hinein,

alle Papiere, Zettel, Schriften und Scheine, Alles was bedruckt oder beschrieben war, alle Haushaltungsbücher, alle Rechnungen vom Schuster, Schneider und Krämer und sogar alles Einwickelpapier, bis sie die arme Mappe so voll damit gestopft hatten, daß es ganz lächerlich war. Sie sagten, sie seien hier einer großen Verschwörung auf der Spur und wären für jedes Wort verantwortlich. Ich sagte: Macht was ihr wollt — ich konnte es doch nicht ändern und sah einen andern Weg. Aber auf einmal höre ich einen Freudenschrei, und als ich mich umblicke, sehe ich noch, wie sie aus irgend einem Winkel mit etwas Viereckigem herauskriechen. Sofort stürzten sie mit ihren Laternen von allen Seiten herbei, und nun sah ich, daß es ein Schriftstück, oder ein Paket, oder ein Brief sei — ich konnte es so genau nicht unterscheiden, aber ich sah, daß es etwas Geschriebenes sein müsse. Darüber geriethen sie in das allergrößte Entzücken, tanzten, sprangen, verlangten Wein und riefen in großem Jubel und Triumph, daß ihnen der Fund einer Assignate von hundert Lires nicht halb so lieb gewesen wäre, und sie hätten es im Voraus gewußt, daß sie hier eine große Entdeckung machen würden. Nun, sagte ich, um Gotteswillen, liebe Leute, sage ich, was meint ihr denn eigentlich mit dieser großen Entdeckung? Darauf brachten sie die abscheulichsten Verleumdungen gegen Euch vor, o meine Lady, solche Verleumdungen, daß ich auf den Boden stampfte und nein! rief, nein und abermals nein! Das ist des Satans eigenes Werk. Sie sagten, das sei jetzt Alles unnütz, sie hätten Euch schon die längste Zeit in Verdacht gehabt, und es werde nun an's Tageslicht kommen, daß Ihr mit den Feinden der Republik in Correspondenz ge=

standen, sie hätten den Beweis davon in ihren Händen. So laßt mich's doch wenigstens sehen, rief ich, und ich will euch auch schwören, daß ich kein Wort davon lesen will, wenn's nämlich was Geschriebenes ist. Aber sie thaten sehr heimlich damit und sagten: Nein, das komme nun Alles unter republikanischen Schluß und Siegel, und das dürfe nun Niemand mehr sehen, bis es bei der Obrigkeit gewesen. Meinetwegen auch! rief ich, thut was ihr wollt, 's wird sehr der Mühe werth sein, was ihr da aufgelesen habt, denn das kann ich euch sagen, etwas Unrechtes ist mit unserm Willen niemals über diese Schwelle gekommen . . ."

So plapperte Becky immer weiter und es ward immer düsterer draußen und in der Stube, und das Feuer im Kamin prasselte immer höher, und die ganze Scene mit Soldaten und Gefangenen hatte etwas so Phantastisches, und Lady Elliott's Gedanken waren ganz wo anders, und sie hörte die Worte, welche Becky sprach, und sie gingen ihr vorüber wie das Brausen des Windes, wie das Rauschen des Regens, wie irgend eine andere Stimme der Natur, die mit ihrem immer wiederkehrenden Gleichmaß die Seele zuletzt in ihren eigenen Empfindungen einwiegt.

Und der Regen rauschte, und der Wind brauste und Becky erzählte.

Und plötzlich ließ sich ein Geräusch von der Thür her vernehmen.

Lady Elliott erschrak heftig und richtete sich empor, wie man zuweilen in erregtem Zustande aus dem Halbschlummer emporfährt. Sie ergriff Becky's Hand, die

nun auch mitten in ihren Gesprächen abbrach, und rief: „Becky, was ist das?"

Es war zwar so düster in dem Gemache, daß man, indem die Thür sich aufthat, unter dem gelblichten Licht, das von außen hereindrang, nur unklare Gestalten unterscheiden konnte; doch sah man soviel, daß die zuerst Eintretende eine Frauengestalt sei, welcher mehrere Männer, Soldaten von der Nationalgarde, folgten.

„Guten Morgen, schöne Bürgerin!" hörte man Marcel wieder sagen, der mit seinem Pfeifchen immer voran war und der, wie es schien, als galanter Corporal die Honneurs dieses Hauses machte. „O, die schönen Damen!" sagte er, indem er tiefer in das Dunkel trat, wo die neuen Gestalten sich bewegten, „haben sie den Courcillon und die Gavotte à la Vestris in Versailles und allen Palais getanzt, so wollen wir nun sehen, ob sie auch die Carmagnole à la Sanson auf dem Platze Louis Quinze tanzen können! O, das ist ein schöner Tanzplatz, dieser Platz Louis Quinze, so hoch, so weit, so breit und solch' gute Gesellschaft! Solch' feine Herren und solch' schöne Damen! Aber sag' mir doch, Bruder," und damit wandte er sich zu den Soldaten, „auf was lautet die Anklage?"

„Das wir nicht wüßten," gab Einer von denselben zur Antwort. „Es ist aber eine tolle Nacht gewesen, Corporal, allemal 's dritte Haus eine Verhaftung, wir werden bald nicht mehr Gefängnisse genug haben in Paris. Und dabei ein schlimmes Wetter, es gießt, was vom Himmel herunter will, brr! —" und dabei schüttelte sich der Soldat.

„Um so besser, Bruder, daß wir hier Dach und Fach und ein Feuer und einen Tabak haben — gib mir Dein Pfeifchen!“

In der That, sein Pfeifchen war wieder ausgegangen, und das that es so oft, ob er es gleich nicht aus dem Munde ließ, daß seine Kameraden behaupteten, daß das Anbrennen das Vergnügen für ihn sei und nicht das Rauchen. Aber sie hatten sich daran gewöhnt, und wer sein Bruder sein wollte, ob's nun Guillaume der Sergeant war, oder ein Gemeiner, der mußte ihm Feuer geben.

Lady Elliott hatte sich erhoben. Auf Becky gestützt stand sie da, beleuchtet von der Flamme des Kamins und das Gewand schimmernd von dem Widerschein der wallenden Gluth. In der allgemeinen Dunkelheit war sie die einzige Figur, die sich klar und bestimmt, ja mit einem Anflug ätherischer Leichtigkeit daraus hob, als ob sie nicht mehr darin stände, sondern darüber schwebte. Jedem, welcher von Außen hereintrat, mußte sie daher zuerst auffallen, und wirklich war es dieser Anblick, welcher die von den Soldaten Hereingeführte und von diesen noch Umgebene magisch zu fesseln, magnetisch anzuziehen schien.

Sie stand im Dunkel, aber ihr Auge war auf Lady Elliott gerichtet, und dies Auge funkelte so und Charles rief plötzlich: „O Madame, das Auge! das Auge!“

Erkannte der Knabe das Auge wieder, welches ihn schon einmal in Furcht versetzt, da er es mitten in der fröhlichen Sonne, dem Jubel und Feiertag von Paris gesehen? . . . unter all' den Hunderttausenden von Augen, welche damals glänzten und strahlten von Licht und

Begeisterung, die beiden einzigen, welche finster, welche schwermüthig, welche hart waren.

Heute war ein anderer Ausdruck darin; heute, wo Alles trostlos, grau und düster war, wo nur noch der Trotz oder die stumme Ergebung in den andern Augen saß, heute war etwas in ihnen, das mit einem Glanz, der ganz ihr eigen, selbst durch diese Dämmerung zu leuchten schien.

Aber Charles konnte nicht sehen, daß es Thränen waren.

Sie trat ein paar Schritte vorwärts. Dann schien sie zu schwanken. Dann schlug sie die langen röthlich blonden Haare, welche, von der Feuchtigkeit gelöst, ganz um Stirn und Nacken hingen, zurück, und dann . . .

Die Soldaten jedoch, welche diese Bewegung bemerkt hatten, hielten sie zurück. Sie erinnerten sie daran, daß sie ihre Gefangene sei, und daß sie sich darum nicht von ihnen entfernen dürfe.

Das war der Augenblick für den galanten Corporal, um zu interveniren. Er ergriff ihre Hand und sagte: „Bruder," indem er sich zu dem Soldaten wandte, „Du wirst ihr wol das bischen Wärme nicht mißgönnen? Du siehst ja, sie zittert am ganzen Leibe und ihre Hand ist starr und klamm vor Nässe, und was schadet's Dir, wenn sie sich noch einmal trocknet? Sterben müssen die Verräther des Volkes, das versteht sich, aber sie brauchen darum nicht zu frieren . . . Nein, komm Du nur, ich bin Marcel, der Corporal, und das ist ein gutes republikanisches Feuer, und das sind lauter gute Leute und es gibt jetzt keinen Unterschied mehr zwischen Hoch und Niedrig, und zwischen Adelig und Gemein, das ist jetzt Alles

einerlei, und wir wärmen uns jetzt allzumal an einem Feuer ..."

Und damit führte er sie durch das Wachtzimmer bis zu dem Kamin und jetzt stand sie dicht vor Lady Elliott.

„O Gott!" rief sie, aus tiefster Brust Athem holend, „so soll ich sie wiedersehen! Um was ich vergeblich in der bangen Nacht gefleht habe, das gewährt mir der Zufall."

Und dabei streckte sie die Hand gegen Lady Elliott aus.

Diese aber wandte sich erschreckt wieder gegen Becky und rief: „Sie ist es wirklich! ..."

Sie war es! Es war ein qualvolles Begegnen für Lady Elliott. Sie hatte ihr Herz zu voller Ruhe gesammelt, doch bei diesem Anblick drohte sich's wieder zu empören.

„Ha, dies rothhaarige Weib! Es ist der Teufel!" sagte Becky, von ihrem Schemel aufspringend, um die Nähe der Verhaßten von der Herrin abzuwehren.

„Ich hab's gewußt, ich hab's gesagt, und ich habe meine Lady gewarnt — aber nun ist es geschehen und die Schlange, die sie genährt, hat sie mit ihrem giftigen Zahn gebissen ..."

Ruhig, mit einer Bewegung voll Kraft und Würde, wies die Engländerin die treue Dienerin zurück, welche sich zwischen sie und Lady Elliott geworfen.

„Mylady," sagte sie, „es ist höhere Fügung, daß wir uns noch einmal sehen, in dieser letzten Minute, so lange ich noch sprechen kann. Denn ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Abzubitten? ... vielleicht nur das bittere Gefühl, welches mich mit Blindheit schlug — und das war ja meine Strafe, die ich getragen habe in namenloser Pein, die mich immer weiter trieb in dieser unseligen

Nacht der Verzweiflung, der Auflehnung, des Hasses, der Raserei, bis an den äußersten Rand der Möglichkeit. Aber nun fühle ich plötzlich einen Stillstand, eine Umkehr, eine Wandlung, ich bin eine Andere, die Dunkelheit zerstreut sich, die Pulse fließen ruhig, die furchtbaren Schmerzen lindern sich, und noch einmal kommt ein Frieden, der die Seele löst, und eine Klarheit, die das Auge erleuchtet ..."

„O!" erwiderte Lady Elliott mit Unwillen, „ich verstehe Sie! Ein Erfolg pflegt Befriedigung zu gewähren, und Sie dürfen zu dem Ihrigen sich wol Glück wünschen, denn er ist, wie Sie sehen, vollständig!"

„Mylady," versetzte die Engländerin, ohne daß der Ausdruck ihres Gesichtes etwas von seiner Ruhe verlor, „ich hatte kein Recht, zu erwarten, daß Sie mich anders beurtheilen würden . . ."

„Freilich, Sie kennen die Menschen und deren Schwächen viel zu gut, Madame, um vorauszusetzen, daß sie vor gewissen Dingen nicht zurückschaudern sollten. Nein, Madame, Sie haben mich überschätzt. Eine Seele von solcher Stärke ist die meinige nicht!"

„Ich weiß nur zu gut," antwortete die Engländerin, „daß der Schein gegen mich zeugt, und ich beklage mich deshalb nicht. Denn wer würde solch wundersame Verkettung ersinnen, und wer unter solchen Umständen ihr glauben mögen, daß das Schicksal mir diejenige zur Retterin, zur Wohlthäterin bestimmt, welche vorher von mir mit einem thörichten Neid beneidet, mit einem ohnmächtigen Haß gehaßt ward, bis ich mit rebellirendem Herzen lernte, sie zu bewundern, um sie zuletzt . . ."

„Zu verrathen!" fiel Lady Elliott ihr in's Wort.

Aber nun kam auch die erste Bewegung wieder in das

bisher so regungslos stille Gesicht der Engländerin. „Nein!“ rief sie, indem sie sich hoch aufrichtete, „das habe ich nicht gethan. Ich ging in Verblendung, so weit ein Mensch gehen kann; aber dicht am Abgrund hielt mich plötzlich eine Hand — und ich konnte nicht weiter. Dieser Augenblick meiner Qual ward der Augenblick meiner Rettung; und, beim Haupte dieses Knaben! . . .“

Sie näherte sich rasch von der Seite des Kamins, wo, von den letzten Strahlen desselben noch erreicht, zwischen dem braunen Holzgetäfel der Knabe saß und den großen und scharfen Schattenriß seines Profils gegen die Wand warf. Aber erschreckt wandte der Knabe das Gesicht empor, als die für ihn unheimliche Erscheinung so heftig nahte . . . er sah sie nun voll an und ihr sank plötzlich der Arm, den sie schon über ihm erhoben hatte; betroffen wich sie zurück, einen Schritt um den andern, dieses Gesicht immer bang und scheu im Auge behaltend, bis sie wieder an dem Rand des Kamines stand.

„Meine Vergangenheit lebt!“ sagte sie, indem die Thräne sich von ihren Wimpern löste und in die Kohlen rollte, die sie zischend verzehrten.

„Was ist Ihnen?“ fragte Lady Elliott, die nun von einem widerspruchsvollen Gefühl, das etwas von der Furcht und etwas von der Spannung hatte, für dies widerspruchsvolle Wesen ergriffen ward.

„Es ist ein Wunder!“ rief diese. „Grenzen denn Haß und Liebe so dicht aneinander, daß von dem einen zum andern nur ein Schritt ist? Welch' ein räthselhaft unerklärliches Ding, welch' eine Hölle ist dieses Menschenherz, in welchem der Lucifer wohnt, der einstmals Bringer

des Lichtes war, ein ohnmächtiger Rebell, in Empörung gegen seine Heimath, den Himmel; in hoffnungsloser Auflehnung gegen sein eigenes Ich, das nach Erlösung jammert; der böse Geist der Rache, der zerstören muß, um zu vergessen, was ihm zerstört worden ..."

Sie sah noch immer den Knaben an, der sich vor ihren Blicken vergeblich abzuwenden suchte. Dann, mit wildem Griff erfaßte sie die Hand der Lady, die vor der Heftigkeit desselben zusammenbebte und mit der andern Hand auf den Knaben deutend, rief sie: „Das ist die Vergangenheit! Ich sehe sie! Ich erkenne sie wieder! Es sind ihre Züge ... seine Züge, seine Stirn, seine Lippen. Es wird Alles wieder lebendig ..."

Lady Elliott strebte sich von ihr loszumachen — umsonst! Diese Hand hielt sie zu fest und diese Hand fieberte.

„Es ist ein tolles Bacchanal! Ein buntes Zwischenspiel im monotonen Elend dieses Lebens! Die Ouvertüre rauscht — der Vorhang hebt sich. O, ich seh' euch wieder, schimmernde Paläste! Ich sehe die glänzende Landschaft meiner Jugend — die Rosen blüh'n und die Bäche klingen — und da ist Musik und Tanz und Gesang ... und da ist ein Zug von fröhlichen Gestalten und solch' ein ausgelassener Mummenschanz und Humor, und da ist solch' ein schöner, wundervoller Jüngling, ein maskirter Prinz, und da kommt Einer den Brückensteg herab und singt:

„Linnen, weiß wie frischer Schnee,
Kreppflor, schwärzer als die Kräh',
Handschuh, weich wie Frühlingsrasen,
Masken für Gesicht und Nasen,

Armband, Halsgehäng voll Schimmer,
Rauchwerk für ein Damenzimmer.
Gold'ne Mütz' und blonder Latz,
Junggesell, für deinen Schatz ..."

Sie sang — sie sang wirklich mit jener zitternden, spröden, halblauten Stimme, welche für die Hörenden etwas so sehr Beängstigendes hat.

Lady Elliott's Hand zitterte in der ihrigen und von der Thür her ließ sich ein Geräusch und ein Ruf vernehmen ...

Man hörte Tritte.

Aber die Engländerin rief: „Nun ist das Spiel zu Ende — Der Vorhang fällt, die Lampen löschen aus und die Gäste gehen fort und lassen mich allein, und das graue Tageslicht fällt durch die Fenster und Alles ist fahl und düster und die Wände sind nackt ... und Alles war nur Blendwerk, nur Coulisse ..."

„Sie spricht im Irrsinn!" sagte Lady Elliott schaudernd ...

„Ein Wintermärchen! ..." rief die Engländerin, indem sie die Hand der Lady losließ und das Haupt traurig auf die Brust senkte.

Halb fremd, halb bekannt klangen alle diese Anspielungen für Lady Elliott, aber ehe sie noch Zeit gehabt, über den Sinn derselben nachzudenken, fuhr die Andere wieder auf: „Grace Dalrymple Elliott!" sagte sie, „kennst Du den Schatten, der dort über Deinen Weg huscht? Ha — wo war's doch? Gleichviel! Hier taucht er aus einem Bosquet, hier aus dem schilfigen Rand eines Sees ... und hier noch einmal, im düstern Wald, auf öder Haide ..."

„Rede! rede weiter!“ flehte Lady Elliott, der auf einmal das Blut heftig zum Herzen schoß. Das hatte sie verstanden ... „Der Schatten! ...“

In diesem Augenblick legte sich eine schwere Männerhand auf Lady Elliott's Schulter. Sie fuhr zusammen, und bange flehend, sagte sie noch einmal: „Der Schatten! ...“

„Aber den Teufel auch!“ unterbrach sie nun der Mann, der zwischen sie getreten war und die Beiden zu trennen suchte, „was haben diese Frauenzimmer hier mit einander zu verhandeln? Ist das die Manier, wie man die Verräther des Vaterlandes tractirt, daß man sie neuerdings conspiriren und discursiren läßt, hier in der eigenen Wachtstube der Republik?“

„Holla!“ sagte Marcel, der nun herantrat. „Wer mag da so gewaltsam schreien? Mein Seel', es muß wol der große Nicolas sein, denn kein anderer Mann in Frankreich hat solch ein paar raisonnable Lungen und solch einen tiefen, wundervollen Baß! Wahrhaftig, es ist mein Bruder Truchon, und hörst Du? Wir wollen unsere Trompeterbande verabschieden und Dich dafür anstellen, 's ist mein Ernst, Bruder! Wenn Du Dich hier räusperst, so hört man's auf der andern Seite der Seine! Du sollst unser Lärmsignal sein.“

„Ei, laß Du Deine Späße!“ erwiderte Truchon mürrisch, „Du weißt, daß ich derlei nicht vertragen kann!“

„Und so mache ich Dir hiermit bekannt, daß ich's gleichfalls nicht vertragen kann, wenn man zwei gefangene Frauenzimmer — denn Frauenzimmer sind sie ja doch, wie Du selber sagst und obwol sie noch so sehr

Verrätherinnen wären — wenn man denen, sag' ich, verbieten will, sich vor diesem Feuer zu wärmen. 's ist ein gutes, republikanisches Feuer. Verstehst Du mich?"

„Und siehst Du nicht," gab Truchon zur Antwort, „wie sie da zu tuscheln und sich gar, sacre tonnerre! hinter meinem eigenen Rücken mit einander zu verständigen suchen? Dem muß ein Ende gemacht werden . . . dafür bin ich Gensd'arm der französischen Republik! Heda, hieher!"

Soldaten kamen.

Aber Marcel hielt sich den Bauch und lachte. „Seht doch!" rief er, „dieser große Nicolas wird's den beiden Köpfen noch verbieten, sich zu küssen, wenn sie sich im Korb unter der Guillotine wiederfinden! Ha, ha, ha! Das ist ein gar gewaltiger Mann, dieser große Nicolas! Na, Bruder, nichts für ungut und gib mir Feuer!"

Dies war das große Bundes- und Versöhnungswort für Marcel, und Truchon machte seinen Frieden mit ihm, während die Escorte sich von zwei Seiten um die beiden gefangenen Frauen schloß und sie so von einander trennte.

Noch einmal streckte Lady Elliott ihren Arm flehend hinüber zu jener Stimme der Vergangenheit, die plötzlich wieder verstummt war.

Aber die Engländerin, mit einem Tone, der wunderbar gemischt war aus Ironie, Stolz und etwas wie Humor, wandte sich an die Soldaten, die sie umringten, zum Marsche fertig, und indem sie voranschritt, rief sie:

„Führt uns von hier, daß dann mit bess'rer Muße
Ein Jeder frag' und höre, welche Rolle
Wir in dem weiten Raum der Zeit gespielt,
Seit wir uns trennten . . ."

Unter der Thür schon verhallten diese Worte. Lady Elliott erkannte sie, es waren die letzten Worte des „Wintermärchens".

Dann folgte sie dem Gardisten, welcher Befehl hatte, sie nach ihrem Bestimmungsort zu begleiten.

„Wohin werdet Ihr mich führen?" fragte Lady Elliott, als sie von der Thürschwelle in den Hof hinabschritt, woselbst ein Karren stand, mit etwas feuchtem Stroh darin und einer elenden Mähre bespannt.

„Nach den Tuilerien!" erwiderten die Gardisten, indem sie die Dame in den Karren hoben; zugleich nahmen zwei von ihnen Platz neben ihr, vier, von Truchon mit dem Säbel angeführt, ritten nebenher und der traurige Zug bewegte sich durch die Stadt. Es war noch früher Morgen; aber die Räder und die Pferde gingen schon tief in gelbem Schlamm und Morast, denn es goß immerwährend in Strömen, die Straßencanäle traten über, die Dachrinnen rauschten, von ferne brauste die Seine „und das Gewässer stand auf Erden."

Zweites Capitel.

Gilbert.

Die Nacht, welche Gilbert verbracht hatte nach dem Auftritt im Palais Royal, war die schrecklichste seines Lebens. Denn Qualen, wie er sie darin erduldet, kann die Seele nur einmal durchmachen, und sie bringen ihr, auf die eine oder andere Weise, die Entscheidung, entweder die Ruhe im Leben oder die Ruhe im Tod. Sie brechen die Kraft des Widerstandes in ihr; jenen angeborenen Schwung bedeutender Naturen, welcher in Druck und Gegendruck darauf berechnet ist, sie kämpfend weiterzutragen, zuweilen bis an die höchsten Ziele der Menschlichkeit, zuweilen sogar das Uebermenschliche von ihnen verlangend, was sie im Dulden und in der Selbstverleugnung, im Leiden mehr als im Thun, nach dem Sinne der Alten zu Heroen macht. Nur das Unmenschliche bildet hier die Grenze, doch das hat das Fatum oder die Vorsehung, oder das Schicksal von einem Sterblichen nimmer gefordert, daß er sie überschreiten solle, so lang er sehend ist. Denjenigen, die es also zum Opfer erkoren, sei es zur Sühne, sei es zur Strafe, sei es zu irgend einem uner-

klärlichen Zweck, welchen wir nicht erkennen, denen legt es die Binde um die Augen und heißt sie vorwärtsgehen.

An dieser Grenze stand Gilbert, und mit dem ersten Schritt, den er hinübergethan, war auch die Binde gefallen und er war sehend.

Was half es ihm? Es war geschehen. O, über den Fluch geschehener Dinge! Hier ist ein Punkt für den Menschen, um ihn wahnsinnig zu machen vor Reue, vor Schmerz, vor Zweifel, vor Verzweiflung! Gibt es denn nirgends eine Macht in diesem weiten, wundermächtigen Bau des Universums, um etwas rückwärts schieben zu können? Wir haben nur Erkenntniß der Dinge, die wir gethan haben, und nur Gewalt über die Dinge, die wir nicht erkennen können. Was wir thun, thun wir im Dunkeln, und was wir gethan haben, macht unsere Verantwortlichkeit aus; die Zukunft entzieht sich unserer Berechnung und die Vergangenheit hängt sich an unsere Fersen. Wir binden die Zeit, dieses flüchtige Nichts, indem wir ihm eine Gestalt geben, die wie unser Schatten hinter uns wandelt, und uns gehört erst das, was nicht mehr uns gehört. Welch' ein Widerspruch!

Zerrissen in sich von der Pein solcher Gedanken, die in wilder Flucht sich drängten, war Gilbert auf seinem einsamen Zimmer angekommen.

Er hatte seine Pflicht gethan.

Die Pflicht! Armseliges Wort — mit dem man sich über das Maß seiner Kräfte zu täuschen und über sich selbst hinwegzusetzen sucht. Was heißt das, die Pflicht? Ist das nicht auch eines von den Worten der Sphinx?

Die Sphinx — dieser Gedanke war es, der ihn

jetzt unaufhörlich folterte, indem Gilbert mit großen Schritten den Raum seines Zimmers durchmaß.

Ein Lämpchen brannte auf dem Tisch, es war halbdüster in dem dürftigen Gemach.

„Die Sphinx!" murmelte er immer vor sich hin. „Warum bedient sich die Vorsehung solcher Mittel? Warum heiligt sie die Orakel? Warum trägt sie ihre Urtheilssprüche nicht in der Sprache vor, die wir Alle verstehen? Warum diese ewigen Räthsel? Warum läßt sie uns aus einem Geheimniß in das andere nachtwandeln, um nun, wo das Verbrechen reif ist, die Sphinx heraufzubeschwören? Warum? Warum? . . ."

Gilbert stieß das Fenster auf. Er mußte Luft haben. Und eine wunderbar laue Aprilnacht war es. Große Wolken zogen am Himmel, aber dazwischen blitzten hie und da die Sterne, und die feuchte Luft, die heraufwehte, war voll von dem Geruch des frischen Grüns.

Gilbert sog diesen Duft, diese Frische, diese Kühle und all' diesen stillen Zauber einer Frühlingsnacht in sich. Aber vergebens — sie dämpfte die Gluth nicht, die verzehrend in ihm loderte.

„Die Sphinx! die Sphinx!" rief er immer wieder . . . „Wer ist die Sphinx, daß sie von dem Sohne das Opfer des Vaters verlangen konnte, und sich erst hinabstürzt in den grollenden Schoß des Meeres, als das grause Werk der Vernichtung geschehen ist? Nun schließt sich das Meer — nun leuchtet die Sonne wieder über dem geglätteten Spiegel, nun schimmert der blaue Duft und friedliche Segel gleiten hin und wieder, die Rebenhügel von Theben blühen, die Olivenhaine von Athen bringen

ihre Ernte und die Bienen des Hymettus schwirren über ein neues Griechenland ..."

Und abermals trat er an's offene Fenster. Da brannte der Sirius groß und bläulich am Rand einer finstern Wolke.

Sehnsüchtig streckte er seinen Arm hinauf. „O!" rief er, „das ist die unentdeckte Welt, von der ich träumte! Dort endlich, nachdem ich in diesem Leben Alles durchgekostet, winkt ein stiller Ort. Das ist das Ende meiner Wünsche. Wann beginnen wir die Reise? Wann werden auch wir, gleich den Wolken, gleich den Winden, gleich den Düften frei durch's Weltall wandern — wann werden wir erlöst sein von der Schwere dieses Körpers, der uns immer wieder hinabzieht, diesem bejammernswerthen Sitz der Leidenschaften, der verlorenen Hoffnungen, der verzerrten Ideale, diesem Irrthum aus Erde, dieser Carricatur eines Gottes, diesem plumpen unbehilflichen Ding, welches die Blüthe um ihre schimmernde Existenz, den Vogel um seine Schwingen und jedes vernunftlose Geschöpf um sein Glück beneidet? ... Ha, die Sphinx!" rief er wieder, indem er sich hastig wieder abwandte, „die Sphinx ... die Revolution! ..."

Gilbert trat an den Tisch und stützte sich auf eine von den Ecken desselben, denn er war erschöpft.

„Die Revolution!" wiederholte er dumpf und blickte in die trübe Flamme des Lichtes, welche sich qualmend um die verkohlten Reste des Dochtes wand. „Es ist die Revolution! Und die Sphinx wird nicht eher zur Ruhe kommen, bis der Fluch über dem Hause des Lajos sich erfüllt ... Und du warst Oedipus! ..."

Wieder versank er in Schweigen, wieder unterbrach er sich. — „O!“ murmelte er, „wol hat unser großer Lehrer Rousseau gesagt, daß die Revolutionen da seien, um die Dinge zur Ordnung der Natur zurückzuführen — aber er hat nicht bedacht, daß der Kampf für die Natur ein Kampf werden könne gegen die Natur, und daß die letzte Frage gelöst wird zwischen dem Tyrannen und dem Verräther . . .“

Schwermüthig in das Licht blickend blieb er eine Weile so stehen. Dann aber, vor seinem eigenen Gedanken zurückschreckend, raffte er sich auf und rief:

„Fort damit! Ich habe meine Pflicht gethan! . . .“

Dann warf er sich in einen Stuhl, der neben dem Tische stand.

Wol hatte er seine Pflicht gethan; aber war sie ihm nicht schon etwas Furchtbares geworden — Etwas, dem man nur mit dem äußersten Widerstreben gehorchen kann?

Aus seiner Brieftasche nahm er einen Brief: das Schreiben, welches Lady Elliott an den Herzog gerichtet, und welches heute, kurz vor der Verhaftung desselben, im Palais Royal aufgefangen worden war.

Dieser Brief, welcher das Todesurtheil für Lady Elliott gewesen sein würde, war durch einen Zufall grad' in seine Hände gelangt, in demselben Augenblick, wo er zur Verhaftung Orleans' das Palais betreten hatte. Sofort hatte Gilbert die Schrift erkannt, sofort die Gefährlichkeit des Inhaltes durchschaut. Er hatte das Blatt an sich genommen, bei sich verborgen, und es lag an ihm, es zu unterschlagen.

Die letzte Frage — der Tyrann, der Verräther:

das war es, was jetzt in seinem Herzen zu keimen begann.

Konnte er der alten, immer noch nicht unterdrückten Empfindung wehren, daß sie beim Anblick dieser Schriftzüge sich auf's Neue regte? Es gibt kein Vergessen in der Liebe; sie bedarf nur eines Hauches, nur so wenig als des Anblicks von einem Gegenstande, der dem geliebten Wesen gehört, irgend einer Kleinigkeit, die an sie erinnert, um mächtiger wieder emporzuflammen, als je zuvor! Und hier wären ihre Züge, die Striche ihrer Feder, die besondere Form ihrer Buchstaben — ihr Name! O, er preßte diesen Namen an seine Lippen, er drückte heiße, unzählige Küsse darauf und seine Thränen vermischten sich mit den Worten, die Lady Elliott geschrieben ...

Diese Thränen gehörten dem Weibe, das er liebte mit all' der ersten und unveränderten Inbrunst seiner Seele, das er vergötterte und doch — verdammen mußte!

Nachdem er sich gesammelt und den Brief noch einmal durchlesen hatte, sagte er: „Ihre Schuld steht fest. Es leidet länger keinen Zweifel, daß sie in irgend einer Weise in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht gewesen, sie spielt selber darauf an. Es ist unbestritten, daß sie es immer und zu einer Zeit, in der ich ihr noch Vertrauen geschenkt, mit Männern und Verhältnissen zu thun hatte, welche für die Republik eine Drohung gewesen. Sie machte den Versuch, St. Malo zu retten. Sie war in die Affaire der Lamballe verwickelt. Sie stand mit Orleans in einem Verhältniß, welches ebenso

strafbar an sich, als verrätherisch für mich ... Für mich!“ Und nun stand er wieder rasch von seinem Sitze auf. „Das ist es, was noch Ueberlegung verlangt. Du bist dabei betheiligt — Gilbert, Du bist Partei in dieser Sache. Du kannst darin nicht Richter sein! ...“

Wieder sann er eine Weile, wieder sah er in das Blatt ...

„Und wie?“ rief er nun plötzlich, „wenn sich das Geheimniß darin auf dich bezogen hätte? Wenn es dein Geheimniß gewesen wäre? ... Ich fühle, daß ich noch nicht reif bin zum Handeln. Ein Zweifel weckt den andern, meine Empfindungen für sie stimmen mich zugleich weich und unerbittlich; aus Furcht, zu milde zu sein, begehe ich vielleicht eine Ungerechtigkeit, und während ich rathlos hin- und widerschwanke, plaidirt doch jede noch so geheime Stimme meines Herzens für sie ... o du höchstes Wesen!“ und jetzt trat er wieder an's Fenster, „auf dessen ewigen Gesetzen der Moral, der Gerechtigkeit und der Humanität wir bestrebt waren, die Grundlagen dieser Republik zu bauen — gib du mir die Kraft, die mir fehlt ... die Kraft, mich selber zu verstehen ...“

Also schritten die Stunden der Nacht vorüber und schon zeigte sich fern an dem östlichen Horizont über Paris jenes grelle Leuchten von Dunkelroth, welches durch Violett allmälig in das reinste Gold hinüberging, jener Anbruch des Morgens, den in ihrer Gefangenschaft auch Grace mit weit wachen Augen gesehen hatte ...

Und die vielen Tausende von Dächern, von Giebeln, von Ecken und Kanten dieser in ihren Umrissen von damals so barocken Stadt zackten sich auf dem purpurnen Himmel ab, und sein Morgenroth streifte sie alle mit

einem so geisterhaften, so melancholischen, so prophetischen Lichte ...

Die großen Wolken der Nacht hatten sich geballt und schoben und rollten einander vor den Aufgang der Sonne, mit nur hie und da einem feurigen Reflex, der über die finstern, gewaltigen Massen lief, wie eine Zornesader.

Zuletzt glühte der ganze Himmel von einem trüben, düsteren Licht, die Luft schien roth zu sein und ganz Paris war wie in Blut getränkt. Doch das war nur einen Augenblick. Dann schien die Quelle des Lichtes im Osten gänzlich versiegt, es wurde schwarz, wo es noch eben in Carmoisin geglänzt, die Wolken verloren ihren Schein, der Himmel ward finster, es begann zu regnen und der Tag war da.

Nun ließen sich die Tritte von mehreren Männern draußen auf der Treppe vernehmen, es ward an Gilbert's Thür gepocht und herein traten drei oder vier von jenen Gestalten, wie die Revolutionen sie großziehen und gebrauchen, um ihre grobe Arbeit zu thun, die Parteigänger all' dieser Bewegungen, welche Leiber nöthig haben, um die Laufgräben und die Breschen zu stopfen.

„Guten Morgen, Bürger-Repräsentant!" sagten sie, „es war eine gute Nacht, aber es wird ein schlimmer Tag werden."

„Was ist Euer Geschäft, Bürger," fragte Gilbert, „in dieser frühen Morgenstunde?"

„Ei nun," sagte der Wortführer unter ihnen, „wir haben die vorgeschriebene Haussuchung gehalten bei jener hartköpfigen Aristokratenfrau ... wie ist ihr Name? ... Hilf mir doch," und dabei stieß er seinen Nebenmann an.

„Du weißt, ich habe nur ein mittelmäßig Gedächtniß für diese ausländischen Aristokraten-Namen . . .“

„Lady, Lady!“ rief dieser. „Lady . . . Elliott! So ist der Name, wohnhaft Rue Miroménil, im Faubourg du Roule . . .“

Gilbert nahm die ganze Geistesgegenwart zusammen, die dieser für ihn so furchtbare Moment verlangte.

„Und was wollt ihr von mir?“ fragte er mit eisiger Ruhe.

„Wir haben verdächtige Papiere gefunden und wir dachten, daß sie in Deinen Händen am sichersten aufgehoben seien, bis die Sitzung des Comités eröffnet wird. Du bist der Commissär, der vom Convent für die Verhaftung Egalité's bestellt worden, und da diese Angelegenheit damit zusammenhängt, so dachten wir, Du seist auch der rechte Mann, dem wir sie bis zum Tag anvertrauen könnten. Sie haben uns das auf der Section gesagt.“

„Gut,“ sagte Gilbert, „ich übernehme die Verantwortung. Sobald der Morgen weit genug vorgeschritten, werde ich für die Ablieferung an die geeignete Stelle Sorge tragen. Habt Dank, Bürger, und begebt Euch in das Wartezimmer hinab, bis ich eurer guten Dienste weiter bedürfen werde.“

Die Männer hatten inzwischen die Mappe mit den in Lady Elliott's Haus gefundenen Papieren auf den Tisch deponirt und waren davongegangen.

Und nun war Gilbert allein mit diesen Zeugnissen, die, nach seiner Ansicht, Lady Elliott's Lage günstigenfalls nur wenig verbessern, aber im andern Falle hoffnungslos verschlimmern mußten.

Ihr Schicksal war nun ganz in seine Hand gegeben.

Er öffnete die Mappe. Es war viel werthloses Papier darin, alte Briefe, die nichts bedeuteten, alte Zeitungen, die noch weniger bedeuteten . . . aber halt! hier war ein Blatt mit einer Schrift, die er nur zu gut kannte . . . Es war das Blatt von Robespierre's Hand beschrieben, um Lady Elliott in dem gesetzten Zwischenraum von 24 Stunden die Entfernung aus Paris zu sichern . . . Aber seltsam! Da war kein Datum angegeben. „Paris, an diesem . . .“ hieß es, aber der Tag und Monat waren nicht genannt. Hatte Robespierre, der Mann, der niemals und nie etwas vergaß, hier wirklich einmal etwas vergessen können, eine Kleinigkeit an sich, die Ausfüllung eines Formulars, nichts weiter — aber doch so vielbedeutend, so verhängnißvoll im entscheidenden Augenblicke? . . . Vielleicht war es das Unerwartete, das Ueberraschende dieses Versehens, welches Gilbert mehr als irgend eine andere Erwägung veranlaßte, das Blatt aus der Menge der übrigen zu nehmen und zu sich zu stecken. Er hatte keine bestimmte Absicht dabei, nicht einmal die, Robespierre auf diesen Irrthum, der jetzt bedeutungslos geworden, aufmerksam zu machen. Er handelte aus Instinct und blätterte weiter in dem Inhalt der Mappe.

Jetzt kam aus der Menge halb schon vergilbten Papiers etwas Weißes heraus, das sich von dem andern unterschied — etwas Festes, Viereckiges — ein Brief Der Brief war groß und stattlich, er hatte die aristokratische Form und war „An Lady Elliott in Paris“ — adressirt — französisch, aber in jener stereotypen, etwas spitzen

und steifen Handschrift der Engländer — und merkwürdig, er war noch nicht einmal erbrochen. Es war ein großes luxuriöses Siegel darauf, von hellrothem, noch immer duftendem Lack — er hielt es gegen das Licht und nun sah er ein Wappen darauf . . . eine Krone und drei Straußenfedern . . . das Wappen des Thronfolgers von England!

Jetzt pochte Gilbert's Herz sehr heftig, und seine Hand, die Hand, in welcher er den Brief hielt, zitterte. Noch einmal hielt er sinnend einen Moment inne, dann trat er ein paar Schritte vor, als ob er einem Geist, der ihn hindern wolle, entgegentrete, und dann rief er: „Es muß geschehen, Grace! Jetzt brech' ich das Siegel von deiner Vergangenheit! . . .“

Der Brief war erbrochen und Gilbert las:

„Theure Freundin von ehedem!

„Du hast recht gesagt: die Stunde, wo ich Dich zurückwünsche, ist gekommen; der Augenblicke, wo ich an Dich zurückdenke, werden immer mehr und sie werden immer heftiger, und Du mußt kommen, Du mußt auf's Neue mein sein! Grace, Dein Prinz ruft, und Du wirst kommen! O, wie schal und ekel ist dieses Leben, dieses Land, diese Stadt, dieses fürstliche Haus und mein königlicher Pavillon, seit Du daraus gegangen! Ich weiß, was Du mir sagen wirst; ich selber habe es verschuldet. Aber war das ein Grund, um so von dannen zu gehen und den Anblick und die Nähe von Carlton-House und Brighton mit dem Anblick der Tuilerien und des Palais Royal zu vertauschen, welches von der Canaille unter die Füße getreten wird? O, der Schmach! O, des unerhörten

Schimpfes! Aber komm' aus Deinem Exil. Du bist erlöst. Deine Mission in Frankreich ist zu Ende. Ich gab Dich dem Herzog und der Herzog gibt Dich mir wieder. Grace! Ich liebe Dich noch immer, ja mehr, als ich Dich je geliebt; — Du sollst fortan das Wappenschild der Prinzen von Wales auf Deiner Kutsche haben. — Ich gebe Dir, aus eigener Machtvollkommenheit, diesen Beweis meiner fürstlichen Gnade, dessen sich, seit den Tagen des lustigen Monarchen, noch keine von den begünstigten Damen dieses Königreichs hat rühmen dürfen! Was aber das Land und die Nation betrifft, welche, wie ich vernommen, durch meinen unglücklichen Vetter Orleans — ich nenne ihn unglücklich, denn sein Spiel ist Hazard und er spielt hoch! — was aber das Land und die Nation betrifft, sage ich, welche Dich, und in Dir mich selber, des Oeftern insultirt haben soll: so stehen unsere Armeen bereits in Holland und an der belgischen Grenze, unsere Schiffe kreuzen auf dem Meer, und mein königlicher Bruder von York wird Sorge tragen, daß Alles gerächt wird, was diese Bande von Mördern, verdorbenen Advocaten und sonstigem Gesindel gegen die heiligen Rechte der Majestät gefrevelt hat. Wir Alle sind die Beleidigten, wir Alle werden uns rächen. Im Stabe meines Bruders, königliche Hoheit, befindet sich auch Tarleton, den der Krieg, wie es scheint, wieder zur Besinnung gebracht, und den, nach seiner längeren, fast unverzeihlichen Verirrung, ich wieder zu Gnaden aufgenommen und zu jener militärischen Charge selber empfohlen habe. Der Ueberbringer dieses meines Handschreibens wird sich mit Dir über die Mittel berathen,

wie Du diesen Sündenpfuhl von Paris am ehesten verlassen, wie Du mit vollkommener Sicherheit die Grenze passiren magst, um in die Arme desjenigen zu eilen, der Dich mit Verlangen und Ungeduld erwartet,

Deines

George P."

Bei den ersten Worten dieses Schreibens hatten Gilbert's Pulse fast hörbar geklopft. Aber die Unruhe hatte sich bei jeder folgenden Zeile mehr und mehr gelegt, an die Stelle der fiebernden Hitze war die Kälte und die Ruhe getreten; — „der Brief des Prinzen," sagte er, „hat über den Brief der Lady das Urtheil gesprochen. Da der Zufall mir diesen in die Hände gespielt, habe ich ihn zurückbehalten auf meine eigene Verantwortung; aber nun muß ich ihn wol dem Comité der allgemeinen Sicherheit übergeben!" Dann rührte er die Glocke.

Er verlangte, daß die Männer von der Section heraufkommen sollten. Er gab ihnen die Mappe zurück.

„Es wird jetzt ungefähr die Zeit sein, wo das Comité seine Bureaux öffnet. Tragt daher diese Mappe hinüber, ich folge euch auf dem Fuße."

Und kurz darauf war er auf dem Wege nach den Tuilerien.

Drittes Capitel.

Die letzte Frage.

Das Tuilerienschloß war 1793 ein Platz der Debatten und ein Sitz für die Verurtheilungen geworden.

Im Theater und Concertsaal des ehemaligen Pavillon de Marsan tagte der National-Convent der französischen Republik, und im ehemaligen Pavillon der Flora, nunmehr der „Pavillon der Einheit" genannt, saßen die Comité's, und zwar das „Comité du Salut Public", der fürchterliche Wohlfahrtsausschuß, in dem schönen Zimmer, welches ehemals der König in diesem Theil seines Schlosses inne gehabt. Es waren noch dieselben Möbel darin, als zur Zeit, wo er es verlassen; aber auf den Stühlen saßen die Männer, welche ihn zur Guillotine geschickt, und auf den Tischen wurden die Todesurtheile unterschrieben, wenige Monate später auch das der Königin.

Dies, der Schauplatz von Ludwig's XVI. Erniedrigung, war auch der Schauplatz von Robespierre's Allmächtigkeit, und die dunkelblauen Schiefer, die Thürme, die Erker und die Dächer der Tuilerien sahen mit keinem andern Blick auf den Advocaten, als sie ehemals für den

König gehabt. Denn so etwas wie Legitimität und Autorität gibt es nicht in der Natur, und wir versuchen umsonst, es den Gebäuden, die wir bauen, aufzuprägen. Sie bleiben kalt, sie bleiben starr und gleichgiltig bei allen Veränderungen, die in ihnen und um sie vorgehen, überdauern sie und werden, wenn man sie umreißt, nicht einmal „sterbend den Cäsar grüßen" . . .

Als Lady Elliott in das beschriebene Gemach trat — und ein düster, ahnungsvolles Aussehen war sein an diesem Morgen! — da ward sie vor einen grünen Tisch geführt, welcher die Mitte einnahm, und ihr ward ein Stuhl gegenüber angewiesen. Um den Tisch saßen die Männer des Wohlfahrtsausschusses. Noch so dicht vor ihrem Sturze, waren einige von den Führern der Gironde darin, Vergniaud, Guadet, Osselin, aber auch schon Chabot, der Capuziner, und im Hintergrund, wie eine Drohung, erschien Robespierre.

Bei dem trüben Tageslicht, das von Außen durch die tiefen Fenster drang, herrschte halbe Dämmerung in diesem hochgewölbten Saal. Die schweren Gardinen von blauem Sammet, noch mit den Goldborten und den Schnüren daran, vereinsamte Zeichen ehemaliger Pracht, waren ganz zurückgeschoben. Von den Plafonds herab schauten die Fresken einer ruhigeren und schöneren Zeit, und die Wände waren mit den gepreßten Ledertapeten bekleidet, Gold auf Braun, welche dem Saal einst den Anblick der Wohnlichkeit, des behaglichen Luxus gegeben, nun aber seinen trüben Ausdruck noch erhöhten. Ein dumpfes Rauschen schien an seinen Grundmauern unaufhörlich hinzugehen — ein schwermüthiges Murmeln und Brausen, ein Echo der Hoffnungslosigkeit für das Herz.

Es war die Seine, welche, geschwollen von dem Regen, ihre Wasserfluthen durch die Bögen der Tuilerienbrücke wälzte.

Es waren sehr viele Männer anwesend, von denen Lady Elliott kaum einige von Ansehen, die meisten gar nicht kannte. Allein stand sie hier unter den Mächtigen und Gewaltigen der Republik. Der Stuhl, welchen sie einzunehmen hatte, stand auf einer Estrade, auf Stufen, und das Gefühl der Verlassenen bemächtigte sich ihrer, als sie die Stufen hinanstieg. Sie mußte sich setzen, sie fühlte die Kniee unter sich schwanken. Sie hatte die Empfindung von diesem Druck und dieser Schwere auch auf der Brust, ihr Athem war kurz und die Kehle wie zusammengepreßt. Sie glaubte, sie würde nicht sprechen können. Ein heftiges Zittern ergriff sie.

Vergniaud präsidirte.

Links von der Angeklagten, von den Stufen ihres Stuhls bis an das untere Ende des grünen Tisches, standen die Männer ihrer Section und Truchon mit dem Säbel, auf dessen Griff er seine rothe Mütze gesteckt hatte.

Vergniaud fragte nach ihrem Namen.

Sie gab ihn mit leiser Stimme an.

Dann fragte er sie nach ihrem Geburtsort.

„Edinburgh in Schottland."

Dann nach ihrem Stande.

„Ich bin Wittwe," sagte sie.

Dann nach ihrem Alter.

„Ich werde in einigen Wochen fünfundzwanzig Jahre sein!"

Dann wandte Vergniaud sich zu den Männern von der Section, an deren Spitze Truchon stand, in seiner

Eigenschaft als Gendarm der französischen Republik. Vergniaud fragte, wessen man die Verhaftete beschuldige.

Chabot, der Capuziner, stand auf und sah Lady Elliott an und schnupperte mit der Nase. „Sie riecht nach Moschus," sagte er.

„Das ist das rechte Wort, Bürger-Repräsentant," sagte Truchon, indem er herantrat.

Nun meldete sich ein Anderer von der Section zum Reden, der Barbier. „Sie verdient die Guillotine," sagte er, „denn sie ist eine von den Agentinnen Orleans' für England gewesen, und sie war im Solde des Thronfolgers von England. Sie kam aus London hieher mitten in der Revolution, um im englischen Auftrage zu conspiriren und entweder einen englischen Prinzen oder Orleans zum Könige von Frankreich zu machen. Ich weiß, daß sie in Correspondenz gestanden mit dem Prinzen von Wales, und ich bin überzeugt, daß sie zu nichts gut ist, als zum Futter für den Mund einer Kanone!"

„Ja," sagte Chabot, an welchem die Rohheiten dieser Aussagen den rechten Mann fanden, „ich kenne dies Weib. Sie ist eine Royalistin und in die Verschwörung gegen die Republik verwickelt. Schickt sie nach La Force."

Lady Elliott brach in Thränen aus.

Aber Chabot rief: „Wir kümmern uns nicht um Thränen. Ich wollte, wir hätten alle Thränen, welche schon in diesem Zimmer vergossen worden sind. Sie würden ausreichen, um alle Häuser von Paris mit Wasser zu versorgen."

Vergniaud, welcher die Angewöhnung früherer Höflichkeit und Sitte niemals verleugnet und selbst in den

Comitien voll wüsten Parteilärms immer noch als letzte Waffe den Anstand bewahrt hat, war bestrebt, Ordnung in die Verhandlung zu bringen und der Angeklagten unnöthige Kränkungen zu ersparen.

„Bürgerin," sagte er, während Chabot mit dem Barbier und Truchon flüsterte, „Sie sind hier unter einer Anklage des Einverständnisses mit Orleans erschienen. Kennen Sie Orleans oder Egalité?"

Leise und zitternd erwiderte Lady Elliott: „Ja."

„Was wissen Sie von seinen letzten Schritten und Plänen?"

„Ich weiß nichts davon," sagte Lady Elliott.

Da trat Chabot wieder hervor. „Wissen Sie nicht," fuhr er sie barsch an, „daß es Orleans' Plan war, König zu werden und die Republik zu zerstören?"

Lady Elliott erwiderte: „Ich weiß es nicht."

Aber Chabot brauste heftig auf: „Allerdings wissen Sie es, das war der Zweck, weßwegen er für den Tod des Königs stimmte."

Lady Elliott gab zur Antwort: „Ich glaube, daß er seinem Schicksal leichter entgegengehen würde, wenn er es nicht gethan."

Diese Antwort reizte den ehemaligen Capuziner. „Wissen Sie," rief er, „daß diese Antwort allein ausreichen würde, Sie auf den Kirchhof der Magdalene zu bringen? Das ist der einzige Platz für Royalisten!"

Leise erwiderte Lady Elliott: „Ich wünsche nichts mehr, als erst auf jenem Kirchhof zu sein. Aber mit welchem Rechte nennen Sie mich eine Royalistin? Mit den Königen dieser Welt habe ich nichts mehr zu thun . . ."

„Und nennen es doch eine Sünde, einem von ihnen seine gerechte Strafe dictirt zu haben? Es ist sehr unverschämt von Ihnen, das hier zu sagen! Denn wir sind fünfzig Mitglieder in diesem Zimmer und wir votirten Alle den Tod des Tyrannen Capet. Aber nicht um selber Könige zu sein, sondern nur um die Erde von jenem lasterhaften Geschlechte zu befreien. Und nun wollen wir sehen, was wir für diesen Mann thun können, welcher die Freiheit geheuchelt und den Thron im Auge gehabt, welcher diese Kunst in England gelernt und Sie als Mittel seiner Correspondenz mit den dortigen Feinden der Freiheit und der Revolution benützt hat. Ich werde Sie nicht entwischen lassen. Sie sind eine stolze Schottländerin, welche Nichts, als die Könige und Prinzen liebt. — Schickt sie nach La Force!"

Vergniaud sagte: „Bürger! Die Nation hat uns an diese Stelle committirt, um zu prüfen, nicht um zu richten. Wir müssen den Gang der Verhandlungen wahren. Wer ist es gewesen von Euch, Bürger, der diese Verhaftung ausgeführt hat?"

„Ich," sagte Truchon, „als Gendarm der französischen Republik mit diesen bevollmächtigten Mitgliedern des Ausschusses von der Section du Roule, auf Grund dieses vom Comité der allgemeinen Sicherheit nachträglich bestätigten Verhaftsbefehls."

Er reichte dem Vorsitzenden des Comité's der öffentlichen Wohlfahrt ein Papier, welches derselbe prüfte und in Richtigkeit befand. Dann hieß er Truchon an den grünen Tisch treten, um seine Aussagen zu Protokoll zu geben.

„Ich bin Truchon," sagte der Vorgeforderte, indem

er seinen Säbel vor sich auf den Boden stieß, wo noch die Teppiche lagen, auf denen bis vor kurzer Zeit ein König gewandelt. „Ihr kennt mich," sagte Truchon, „und ich kenne diese Frau seit ihrem ersten Erscheinen in Paris. Damals gelang es ihr, mich über die verrätherischen Absichten, welche sie hiehergeführt haben, zu täuschen; doch schon in den Tagen, welche der glorreichen Erhebung des 10. August folgten, begann sie damit, ihre wahren Gesinnungen zu zeigen. Zur Vergeltung dafür, daß ich ihr einmal in einer großen Noth und Bedrängniß treulich beigestanden, versuchte sie denjenigen Mann . . . aber nein! schreibt es anders. Das steht in meinem Herzen; es braucht nicht in den Acten zu stehen. Schreibt, daß sie den Versuch machte, den ci-devant Chevalier von St. Malo zu retten, einen der Proscribirten, welche am 10. August gegen das Volk gekämpft haben; daß sie in der Nacht vom 3. September die Leiche der ci-devant Prinzessin Lamballe in ihrem Hause versteckt hielt und daß Orleans diese Nacht verborgen in ihrem Hause zubrachte; daß sie in die Verschwörung eingeweiht war und am Tage von Orleans' Verhaftung einen Brief an diesen richtete, in welchem sie ihn warnte und zur Flucht aufforderte. Auf Grund dieses Briefes habe ich ihre Verhaftung vorgenommen."

„Wie kam dieser Brief in Deine Hände, Truchon?" fragte der Präsident.

„Ich war," erwiderte Truchon, „bei dem Detachement, welches die Umzingelung der Maison Egalité vorzunehmen hatte. Als wir in den großen Hof kamen, erblickte ich ein Frauenzimmer, welches auf der Erde saß oder lag, mit dem Kopf auf eine von den Bänken gestützt. Sie schien zu schlafen. Aber der Lärm unserer

Schritte und der Klang unserer Waffen wird sie geweckt haben — sie sprang auf und suchte nach einem Ausweg, uns zu entgehen. Aber da war kein Ausweg mehr, denn Alles war umstellt. Doch fiel sie mir auf, sie hatte rothe Haare, und ich erkannte sie. Es war eine Engländerin, welche sich schon seit Jahren in Paris aufgehalten hat und unter dem Namen „la belle Anglaise“ früher sehr bekannt gewesen ist. Es hat ihr damals nicht an Freunden gefehlt. Auch Orleans war unter der Zahl ihrer Anbeter. Sie war bekannt mit der Dubarry und einmal, bei Gelegenheit eines „grand couvert“ hat sie sogar öffentlich mit der Königin gespeist, welche ihr, zum Andenken, eine Geldbörse überreichen ließ. Später jedoch, seit dem Ausbruch unserer glorreichen Revolution, ging es ihr schlecht und immer schlechter, bis sie von der Verhafteten, welche sich ihrer wahrscheinlich zu ihren hochverrätherischen Zwecken bediente, Unterstützung erhielt. Sie wohnte bei einer ehemaligen Kammerfrau derselben, welche sich mit dem Bedienten einer ehemaligen Aristokraten-Familie verheirathet hat, und die Verhaftete war oft in diesem Hause. Kurz, die „belle Anglaise“, die ich von früher schon kannte, fiel mir auf, sie zeigte eine Unruhe, welche mir verdächtig schien. Ich verhaftete sie deßwegen, sie leistete unerhörten Widerstand, wehrte sich und geberdete sich wie wahnsinnig. Das verstärkte meinen Verdacht und mit Hilfe eines Andern durchsuchte ich ihre Taschen und fand darin einen Brief ... den Brief der Verhafteten an den Herzog von Orleans ...“

Diese Worte Truchon's bewirkten die erste Spur von Bewegung in Lady Elliott, aber es war eine wohlthuende Empfindung. Ein Lächeln flog über ihre bleichen

Züge — ein Lächeln des Dankes! So war diejenige, der sie Wohlthaten erwiesen, keine Verrätherin, und dieser Mund, der ihr eben noch von der Vergangenheit gesprochen, sie durfte ihn wieder anhören! Sie brauchte ferner nicht diese Hand zurückzustoßen, wenn sie sich flehend zu ihr emporheben sollte, es war nicht „die Hand des Verräthers!"

Truchon hatte mittlerweile fortgefahren. „Es war nun offenbar," sagte er, „daß die „belle Anglaise" auf ihrem verrätherischen Weg zu dem Herzog, Gott weiß, durch welchen Zufall überrascht, die Zeit verpaßt hatte und uns in die Hände gelaufen war. Aber auch das ist gewiß, daß der Herzog, wenn dieser Brief frühe genug ihn erreicht hätte, uns entflohen sein würde."

„Aber Du kannst nicht lesen, Truchon," unterbrach ihn der Präsident. „Auf welche Weise wurdest Du von dem Inhalte des Schreibens unterrichtet?"

„Darin besteht die Schwierigkeit dieser Sache, Bürger-Präsident!" replicirte Truchon. „Ich würde sonst nimmermehr den Brief aus den Händen gegeben haben. So mußt' ich wol damit zu einem von unsern Lieutenants gehen, der las ihn laut vor und dann ging der Brief in die Hände eines andern Lieutenants, und von Hand zu Hand — bis zuletzt, nachdem die Verhaftung ausgeführt worden war, Niemand mehr wußte, wo er sei."

„So wollen wir die andere Angeklagte hören," sagte der Präsident, vielleicht, daß wir von ihr Auskunft erlangen. Man führe sie herein."

Die Engländerin trat in den Sitzungssaal. Sie ging mit einem sicheren ruhigen Schritt, aber ihr Auge war zu Boden gesenkt. Sie erhob es nur einmal, um

einen Blick nach Lady Elliott zu werfen. Dann senkte sie es wieder.

Der Präsident richtete mehrere Fragen an sie, aber sie antwortete nicht darauf. Sie setzte denselben ein hartnäckiges Schweigen entgegen.

Die Mitglieder des Comités fingen an ungeduldig zu werden, aber Vergniaud fuhr fort, in seiner milden und höflichen Weise das Wort an die zum Verhör Vorgeführte zu richten.

„Sie haben vernommen," sagte er, „um was es sich handelt, und ich muß Sie noch einmal ersuchen, mir zu sagen, ob Sie Kenntniß hatten von dem Inhalt des Schreibens, welches die Wittwe Elliott Ihnen zur Besorgung an den ehemaligen Herzog von Orleans übergeben?"

Da schlug endlich die Engländerin ihr großes düsteres Auge auf. „Man wird nicht von mir verlangen," sagte sie in einem sehr ernsten und bestimmten Tone, „daß ich gegen diejenige ein Zeugniß ablegen soll, welche ich als meine Wohlthäterin betrachte. Ich stehe zu ihr in dem Verhältniß unauslöschlicher Dankbarkeit. Man wird mich verurtheilen können, mit ihr zu sterben; aber man wird mich niemals zwingen können, sie zu denunciren."

Kaum hatte sie dieses Wort gesagt, so kam aus dem Hintergrunde des Saales, in welchem er bis jetzt ab- und zugegangen war, Robespierre. Er trat an den grünen Tisch, nahm ein bedrucktes Blatt in Form eines Convent-Erlasses, welches dort lag, öffnete es und las mit seiner kalten Stimme und unerschütterlichen Ruhe: „Jeder Bürger und jede Bürgerin," sprach er, ohne von dem Blatt aufzusehen, „hat das Recht, zu ergreifen und zu führen

vor den Magistrat die Verschwörer und die Contre-Revolutionäre. Er ist gehalten, sie zu denunciren, sobald er sie kennt!"

„Ich bin," sagte die Engländerin, nicht minder ruhig, nicht minder kalt, als Robespierre, aber viel stolzer, „ich bin, wenn auch vielleicht nicht mehr Herrin meines Lebens, doch noch Herrin meines Willens, und ich erkläre, daß ich nicht sprechen will!"

Chabot sprang auf. „Es ist auch nicht nöthig," rief er, „ich verlange noch einmal prompte Justiz und fordere, daß die Wittwe Elliott vor das Revolutions-Tribunal gestellt werde!"

„Bürger!" sagte Vergniaud, während über Robespierre's Antlitz ein feines Lächeln der Ueberlegenheit flog, „hüten wir uns vor den zu raschen Entschlüssen. Hier sind viele Verdachtsgründe, aber ich sehe noch keinen Beweis. Wir werden, so viel bis jetzt aus den Verhandlungen hervorgegangen, die Angeklagte nur auf Grund eines gewissen Documentes ihrer Freiheit berauben und vor das Revolutions-Tribunal senden können. Dieses Document ist der angebliche Brief an den vormaligen Herzog von Orleans — aber dieser Brief ist nicht da!"

In diesem Augenblick öffnete sich eine von den großen Flügelthüren des Saales und im unsichern Dämmerlicht erschien auf der Schwelle desselben bleich, geisterhaft, aber in fester, aufrechter Haltung, Gilbert Lahaye.

Als Lady Elliott ihn erblickte, da stieß sie einen Schrei aus. Sie erhob sich von ihrem Sitz, sie trat, uneingedenk der Stufen, einen Schritt vorwärts, sie stürzte hinab, und mit dem Ruf: „Ich bin unschuldig!" sank sie zu Boden.

Indessen war Lahaye zu dem Präsidenten getreten. „Der Brief," sagte er, „welchen Ihr vermißt, befand sich in meinen Händen, und ich lege ihn hiemit auf den Tisch des Comités nieder."

Lady Elliott vernahm nichts mehr von Allem, was um sie vorging.

Nach kurzer Berathung erhob sich der Präsident und sagte: „Grace Dalrymple Elliott, Wittwe, in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre, gebürtig aus Edinburgh, des Einverständnisses mit dem ci-devant Herzog von Orleans beschuldigt, wird vom Wohlfahrtsausschuß verurtheilt, zur Disposition des öffentlichen Anklägers gehalten, als verdächtig in das Gefängniß der ehemaligen Carmeliter in der Straße Vaugirard abgeführt, und dort bis auf Weiteres detinirt zu werden — dies Beweisstück zu den Acten!"

Lady Elliott hatte dieses Urtheil nicht mehr gehört. Man sah, daß sie ohnmächtig geworden, und der Präsident ordnete an, daß man sie, bis sie sich wieder erholt haben werde, in eines von den Wartezimmern tragen solle.

* *
*

Als Lady Elliott das Auge wieder aufschlug, da befand sie sich in einem von den großen Sälen des Pavillon de Flore, welche man in Vorzimmer für die Angeklagten verwandelt hatte, und der Erste, den sie sah, war der Herzog von Orleans.

Seine vormals königliche Hoheit hatte die Zeit zwischen der Ankunft in diesem Salon und dem Augenblick, wo man ihn vor die versammelten Mitglieder des Wohl-

fahrtsausschusses zum Verhör führen würde, benützt, um sich von einem Restaurant des benachbarten Palais Royal ein ausgesuchtes Dejeunner nach seinem Geschmack serviren zu lassen.

„Geh', mein Freund," hatte er zu einem seiner Wächter gesagt, „Du hast nur wenige Schritte von der Ecke dieser Tuilerien bis hinüber zu dem Palais, welches einmal mein Palais war und Palais Royal genannt ward. Ich würde Dich zu Mr. Mongot schicken, welcher ein guter Koch ist und einmal mein Mundkoch gewesen; doch weiß ich nicht, ob heute sein Herz ruhig, sein Geist frei, seine Hand sicher genug sein würde, mir die Cotelettes so zu rösten, wie ich sie liebe. Denn sieh', mein Freund, all diese genannten Eigenschaften gehören dazu, dem Koch jene Meisterschaft und seinen Producten jenen Grad der Vollendung zu verleihen, welche schwer zu beschreiben, weil sie durchaus eine Sache der Inspiration ist, besonders bei den Cotelettes. Geh' darum ins Caveau; der Koch in jenem unter irdischen Winkel des Palais, welches einmal von den Orleans besessen ward, ist ein trefflicher Republikaner, das Vergnügen über den Sturz eines ehemaligen Herzogs wird ihn in Begeisterung versetzen, und er wird mir die letzten Cotelettes, welche ich noch zu speisen habe, nicht verderben."

Hierauf war in dem prächtigen Saale, welcher noch all' die schweren Draperien und kostbaren Möbel von ehedem hatte, ein opulentes Mahl für den Herzog aufgetragen worden. Auf einen Tisch von Palissanderholz, mit einem türkischen Tuch verhängt, waren Austern, Chesterkäse, die Cotelettes, deren Zubereitung er so sorgfältig angegeben, Trüffelpasteten und ein reichliches Dessert in Körben von

Goldgeflecht gesetzt, das Couvert von tadelloser Leinwand, das Besteck von Gold, die Platten von Silber, die Teller und Schüsseln vom feinsten Sèvres, die Gläser vom edelsten Krystall waren aus seinem eigenen herrschaftlichen Service, und daneben auf dem Tische stand eine feingesiegelte Bouteille Cantenac, während aus dem silbernen Eiskübel der Kork des Champagners noch gebunden heraussah.

„Gib mir einen Stuhl, mein Freund," sagte der Herzog, und der Wächter rollte über den Teppich einen jener tief und weich gepolsterten Sessel heran, welche die königlichen Appartements, in denen kein König mehr war, ringsum schmückten.

Dann hatte Seine vormals königliche Hoheit sich niedergelassen und begann von den Boulogner Austern zu schlürfen und dazu mit der Zunge des Kenners, den Tropfen mehrmals innehaltend, den lieblichen Bordeauxwein zu prüfen. O, wie der Wein schimmerte, wenn er ihn in dem feinen Krystall an die Lippen brachte, ganz mit der Farbe des Blutes!

Und Glas auf Glas trank er von diesem stillen, aber feurigen Gewächs, welches in seinem sanften Hinabgleiten unmerklich fast den Schlag der Pulse beflügelt und die Phantasie mit Bildern füllt — und solch' eine Stimmung kecken Wohlbehagens überkam ihn — und obgleich ein Gefangener hatte er das Gefühl der Freiheit, wie in alten Zeiten auf den Maskenbällen des Opernhauses, wenn er, die Larve vom glühenden Antlitz werfend, in die Kühle von irgend einem reservirten Salon eilte, zu den Freundinnen, den Freunden, dem schäumenden Becher — während fern die Musik zauberisch verhallte . . . Und ob-

gleich ein gestürztes Idol der Volksgunst, überschritt er an der Hand der Täuschung jenen Abgrund, der zwischen heut und damals gähnte; sein Auge sah die Gestalten wieder, welche heraufkamen aus den Gräbern, aus den Kerkern, aus der Verbannung, und ringsum auf den Stühlen saßen die großen Herren und die großen Damen des alten Frankreichs — und hier, mitten in den Tuilerien, im Pavillon de Flore, saß er unter ihnen, selbst wieder ein Herzog, und über ihm am Deckgewölbe waren die goldenen Plafonds, welche, mit den königlichen Lilien verbrämt, die Schildereien und Fresken der alten Meister einrahmten, und über der Thür war die schwebende Figur des heiligen Michael, und die Thür, die hohe Flügelthür von Silber auf Ebenholz, that sich auf und es traten Männer herein, welche eine schlafende Frauengestalt hereintrugen — mit einem bleichen, bekannten Gesicht, in weißen Gewändern mit Braun darüber — auch eine von den Gestalten der Vergangenheit ... auch eine von den schönen Frauen in dem lustigen Reigen, den die Erinnerung ihm noch einmal vorüberführte.

Und die Männer legten sie auf eines von den dunklen Sammetdivans, unter eine Nische, wo die Gardinen aus den Goldschnüren sich halb um sie schlossen — und der Herzog rief: „Lady Elliott!“ und erhob sich.

Er trat zu der Schlafenden. Das Licht fiel trüb und geisterhaft von oben, durch die Verhüllungen noch mehr gedämpft. Der Herzog schlug den Vorhang mit der Hand empor, und so war es, daß sie den Herzog zuerst erblickte, da sie nun aus ihrer langen Ohnmacht erwachte.

Der Herzog hatte die Zeichen der Republik und

Freiheit aus seinem Anzug entfernt; er wollte seinen Richtern den Triumph des „bekränzten Opfers“ nicht gönnen, sondern in seiner wahren Gestalt vor ihnen erscheinen — mit gepuderten Haaren, welche sich ganz schlicht an Stirn und Wangen legten, und in der eleganten Tracht des Sportsman, die er liebte, des „engoué de Londres“. In grünem Jagdfrack, weißer Piquéweste, strammen Hirschledernen und Halbstiefeln mit gelben Stulpen wollte er vor das Tribunal gehen und auf das Schaffot steigen, wie er ehemals in den Club, zu den Jockeys, den Pferden und dem Pari gegangen war: der Welt nach einem verächtlichen Leben das Schauspiel gebend eines Mannes, der den Tod verachtet!

„Willkommen!“ rief er, „hier ist eine Versammlung von Todten — die Welt ist plebejisch geworden, suchen wir den Adel wieder zu gewinnen, indem wir sterben.“

Langsam schlug Lady Elliott ihr dunkelbraunes Auge auf, welches seinen Glanz, aber nicht seine Schönheit verloren hatte. Sie verstand ihn nicht.

In der allmäligen Wiederkehr ihres Bewußtseins erkannte sie den Herzog nicht, und als sie ihn erkannte, wandte sie das Haupt ab und streckte die Hand weit von sich.

„Laß uns die Rechnung unseres Lebens schließen!“ sagte der Herzog, „denn das wird ja bald ein Ding der Vergangenheit sein ... und die Zukunft gehört' ...“

Während er dieses Wort sprach, öffneten sich die Thürflügel abermals.

Eine weibliche Gestalt trat ein. Man sah die Garden vor der Schwelle, in dem dunklen Corridor brannten Lampen und die Bajonnette funkelten. Die Wachen

wichen zurück, und an der Hand der Frau, von ihr geführt, ja wider seinen Willen fortgerissen, erschien einer von den Commissairen des National-Conventes, den der Herzog sogleich, trotz der Dunkelheit, erkannte.

Er sagte noch: „die Zukunft gehört einem Andern!“

Dann ging er ihm entgegen.

„Auch Du!“ rief er — „auch Du noch einmal! Aber zwischen uns sei Frieden ... denn die Schmerzen, die noch einmal aufbrechen, sie machen den Abschied zu einem glücklichen Finden. Dir kann ich nicht grollen, denn ich fühle wohl, daß Du nur der Macht gehorchtest, welche von weit her und von hoch herab die Geschicke der Menschen leitet. Ich werde für Dich ein herzliches Lebewohl haben, wenn die Wunden noch brennen, welche der mir geschlagen, um den ich dies wahrhaftig nicht verdiente, den ich niemals verleugnet, der meinem Herzen immer theuer gewesen und dem ich dies immer zeigen konnte und gezeigt habe ... meinem ältesten Sohne von Chartres ...“

Und dabei zog er einen Brief aus der Tasche, welchen dieser ihm vor seiner Flucht mit Dumouriez geschrieben — in welchem er sich der härtesten Ausdrücke des Tadels gegen seinen beklagenswerthen Vater bediente und ihn des ganzen Unglücks beschuldigte, welches jetzt auf das Haus Orleans hereingebrochen.

„Und ich that es doch für ihn!“ sagte der Herzog mit einer Anwandlung von Schwermuth. „Aber fort damit!“ rief er dann, indem er den Brief in das Kaminfeuer schleuderte ... „ich habe Nachrichten, daß der Duc de Chartres und seine Schwester Demoiselle von Orleans

die Grenze der Schweiz erreicht haben . . . und die Zukunft gehört einem Andern . . .“

Zeigte die Zukunft ihm den Thron, auf welchem ein Orleans saß — jahrhundertelang begehrtes Ziel seines Geschlechtes, verfolgt mit der Hartnäckigkeit des Vorsatzes, im Bunde nacheinander mit der List, dem Verbrechen, dem Schicksal, und erreicht zuletzt für die Dauer von achtzehn Jahren? . . .

Mit einem wehmüthigen Lächeln sprach Orleans: „Die Revolutionen werden gut und nützlich sein für unsere Kinder; denn für diejenigen, welche Zeugen derselben waren und darunter litten, sind sie wahrhaft schrecklich gewesen. Wie oft in diesen stürmischen Zeiten habe ich an England gedacht und das Leben eines englischen Landedelmannes beneidet . . . Ja, während Andere für mich eine Königskrone träumten, würde doch ich gern meine Stellung, mein Vermögen und meinen Rang vertauscht haben gegen einen kleinen Besitz in England mit den Vorrechten dieses köstlichen Landes. Meine Gedanken wandern noch einmal und immer dahin . . .“

War es vielleicht, daß er mit dem prophetischen Blick des Sterbenden jene ländliche Einsamkeit voraussah, jenen sonnigen Winkel unter den Surrey-Hügeln, jenes Schloß, jenen Park und jenen Teich, wo ein halbes Jahrhundert später die letzten Orleans in der Verbannung leben sollten, jener andere Ludwig Philipp, welcher erntete, was der Vater gesäet, eine Krone und ein Exil; sah er unter den alten Linden und Kastanien, wo die Wey sich in die Themse gießt, eine schwarze Marmortafel, den Leichenstein von „Louis Philipp I., König der Franzosen, dessen Ueberreste niedergelegt ruhen unter diesem Stein,

bis sie mit Gottes Beistand zu der Asche der Väter in das Vaterland zurückgebracht werden mögen" ...

Der Commissair hatte durch kein Wort, keine Bewegung dieses Selbstgespräch Orleans' unterbrochen; stumm und gesenkten Hauptes hatte er bisher in der Thür gestanden. Jetzt erst schritt er bis in die Mitte des Saales vor.

„Es lag nicht in meiner Absicht," sagte er, zu dem Herzog gewandt, in einem sanften, fast bittenden Tone, „Sie noch einmal durch meinen Anblick aufzuregen. Ich hätte das Ihnen und mir gern erspart. Aber wir sind nicht die Herren unserer Entschlüsse; ich sehe, daß wir nicht einmal so viel als den Schritt, den wir thun, vorher berechnen können ..."

Er sprach mit leiser Stimme, doch diese Stimme traf Lady Elliott's Ohr und weckte sie, und sie rief: „Gilbert!"

Es war Gilbert und diejenige, die ihn hierhergeführt, war die Engländerin. Der Sicherheitsausschuß hatte von einem weiteren Verfahren gegen sie bis auf Weiteres Abstand genommen; sie war entlassen worden, nachdem der Beschluß verkündigt, daß Lady Elliott eine Gefangene sei. Aber ihr war der Eindruck nicht entgangen, welchen die Verurtheilung derselben auf Gilbert gemacht. In der That, das Wort aus Lady Elliott's Mund: „Ich bin unschuldig!" hatte ihm das Herz zerrissen. Nicht Reue über das, was er gethan, nur der Schmerz, daß er es hatte thun müssen, erneute sich; aber doch war in diesem Ruf und Schrei der Unschuld etwas, was ihn zittern machte, indem es ihm zum erstenmal eine Möglichkeit derselben vorstellte. In diesem innern Zwiespalt hatte sich

die heftige Engländerin, welche ihn mit dem Abzeichen der bürgerlichen Gewalt bekleidet sah, seiner bemächtigt; ohne den innern Zusammenhang zu ahnen, hatte sie diesen Einzigen unter den Richtern, welcher eine menschliche Empfindung zeigte, beschworen, etwas zu thun für die Verurtheilte.

Und Gilbert war ihr gefolgt — ihr? Nein, dem Drange seines eigenen Herzens, welches in diesem unglücklichen Kampfe so lange hatte schweigen und schweigend verbluten müssen; nun war ja Alles gethan und entschieden, hier war keine Gefahr mehr, der Kampf war zu Ende.

Und doch — dachte er nicht an die letzte Frage? War es diese letzte Frage nicht gewesen, die ihn während der Nacht unaufhörlich bestürmt — dieses letzte Problem aller Revolutionen, welches, wenn und nachdem „Alles gethan und entschieden", als die letzte, die Macht- gegen die Gewissensfrage und den Verräther gegen den Tyrannen setzt?

Als Gilbert seinen Namen von den Lippen, die er liebte, hatte nennen hören, da fühlte er diesen Widerspruch in sich abermals. Doch gepanzert, wie er sich glaubte, von dem Bewußtsein des ausgeübten Rechtes und der erfüllten Pflicht, weigerte er sich nicht länger, der Stimme des Herzens Gehör zu geben, dem Mitleid mit dem Opfer, mit sich selber.

Er näherte sich Lady Elliott, welche halb emporgerichtet unter den Sammetdraperien auf dem Ruhebette saß.

„Hier sehen wir uns wieder," sagte er, „Sie haben aus Demjenigen, der Ihr Freund gewesen, Ihren Richter

gemacht; den Mund, der Ihnen einst die Namen der Verehrung und Neigung beigelegt, haben Sie gezwungen, Ihr Todesurtheil auszusprechen . . ."

„Ich bin unschuldig!" sagte Lady Elliott mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen.

„Wie, Madame? so kurz vor dem Abschied auf immer, mit dem einen Fuß schon auf dem Pfade, der in die Ewigkeit läuft, wagen Sie diese Behauptung zu widerholen! Sie wagen es, mit diesem Worte die Schuld von sich auf mich zu wälzen, selbst jetzt noch, wo ich den Brief in meinen Händen habe, der mir Ihre ganze Vergangenheit enthüllt? . . . Sie waren die verkaufte Dienerin fürstlicher Launen."

„Wenn ich es war — sagt das nicht Alles? Aber nicht verkauft und nicht Dienerin," hier erhob sich Lady Elliott und ihr Auge nahm einen Schimmer der Hoheit, ihr ganzes Wesen den Ausdruck reifer Schönheit an . . . „Aus freier Wahl hab' ich gesündigt und aus freier Wahl hab' ich entsagt! Das ist meine Geschichte . . ."

„Aus freier Wahl?" wiederholte Gilbert zögernd.

„Es war mein Irrthum, es war meine Sünde — aber mein, weil ich so wollte. Ich habe den Prinzen geliebt. Meine Liebe war meine Schuld; mein Entsagen meine Sühne. Ich fühle mich jetzt unschuldig, denn wenn der Mensch das zum Opfer gebracht, womit er gesündigt — was hat er mehr? O Gilbert, an dem Ort, wo ich jetzt bin, hört man auf, der Parteigänger seiner Vergangenheit zu sein, im Kerker hat man keine Hoffnung mehr, und auf den schwarzen Grund der Gefängnißwände lassen sich freundliche Bilder nicht malen. Ich habe noch eine Aussicht, die Guillotine und die Ewigkeit — auf diese

bereite ich mich vor — und welchen Nutzen hätte ich davon, die Wahrheit fürder zu entstellen? Das liegt hinter mir, Gilbert — aber das war mein Untergang, mein Verderben! Nicht was ich gethan, nur was ich verschwieg. Sieh' her, Gilbert, und höre mich an. Ich trug ein Ideal von männlicher Kraft, Schönheit und Vollkommenheit in meiner Seele. Verkaufte Dienerin, sagst Du. Wohl, ich verkaufte mich einmal, ich ward einmal die Dienerin eines Mannes, der, ich darf es sagen, weil ich es der Wahrheit schuldig bin, der meiner nicht würdig war. Denn wisse, Gilbert, ich war damals jung, ich war voll großer Wünsche, voll heftiger Leidenschaften, die der formenden Hand des Mannes harrten. Und da ward ich auf die legitimste Weise von der Welt, vor Priester und Altar einem Manne zugeschlagen, ja, er kaufte mit zehntausend Pfund Rente mich mir selber ab — einem Manne, sag' ich, dessen Gestalt in diesem Augenblick vor mich da hintritt, wie ich ihn zuletzt gesehen . . . mit der Kugel in der Brust, mit dem gebrochenen Auge, mit der Todtenhand die meine krampfhaft umklammernd . . . Du siehst, Gilbert, daß ich nichts verschweige. Denn die Wahrheit ist weniger fürchterlich, als das Schweigen . . .“

„Und Du bist unschuldig!“ rief es nun auf einmal aus dem Dunkel des Saales herauf, wie aus dem Grabe. „Der Schuß war mein!“

Gilbert sah sich betroffen um.

Es war die Engländerin. Sie hatte bisher bewegungslos, ohne durch einen Laut, ein Zeichen ihre Gegenwart zu verrathen oder das Gespräch der Andern zu unterbrechen, an dem Eingang gestanden. Wol war

dieses Schweigen, diese Zurückhaltung ein Opfer, und es zu bringen hatte ihr einen harten Kampf gekostet. Denn was war natürlicher, da sie so plötzlich und nach so langer Zeit den Herzog wiedersah (obgleich er sie nicht sah), als daß der Gedanke an ihr Kind wieder erwachte und die Frage nach seinem Schicksal auf die Lippe drängte? Stand der nicht da, der um sein Schicksal wissen mußte, und was trennte sie noch von ihm, als diese wenigen Schritte? Aber wie heftig es in ihr auch bebte: sie drängte es zurück. Ihr Kind — das war sie; und sie hatte nur noch eine Pflicht: ihre Schuld gegen Lady Elliott abzutragen und Nichts, was sie betraf, sollte mehr dazwischentreten. All' ihr Denken und Handeln sollte nur noch dieser Einen gehören, gegen welche sie sich so schwer vergangen. Mit großer Bestimmtheit daher sagte sie: „Ich habe hier wol ein Recht, zu zeugen, und ich sage: sie war unschuldig! . . ."

Der Herzog blickte kurz auf. Aber er erkannte die Figur nicht, die sich wieder in das Dunkel zurückgezogen hatte. Er bemerkte sie kaum; denn welches Interesse konnte er hier noch haben, außer für Gilbert und Lady Elliott?

„Nein," fuhr Lady Elliott fort, „es ist nicht die That, von der ich hier spreche, sondern der Wille, der Entschluß. Der war mein; dies tugendhafte Bündniß, das, von Staat und Kirche sanctionirt, den Tagen meiner Schmach voranging, das war meine Schuld, nicht, was ihr folgte. Es ist wahr, daß ich damals jung gewesen bin, und ohne Nachdenken handelte. Das vermindert meine Schuld, es beseitigt sie nicht. Aber nun, obgleich noch immer sehr jung, erwachte ich aus der Bewußtlosig-

keit, in der ich bisher gehandelt: ich unterschied zwei Wege vor mir, und in dem Kampfe zwischen dem Herzen und dem Gewissen, folgte ich der Stimme des Herzens. Ich täuschte mich in dem Mann, an dessen Kraft und Heroismus ich geglaubt; ich erwartete von ihm die Befreiung, und ich erhielt von ihm nur ein schmerzhafteres Gefühl der Vergangenheit. Ich habe dann geglaubt, mich durch Einsamkeit, durch Entsagung von diesem Gefühl erlösen zu können; aber da fand ich Dich! Gilbert — ich will Dir nicht sagen, was Du mir gewesen, was Du mir bist, was Du mir sein wirst, wenn es im Jenseits noch eine Erinnerung, noch ein Andenken, noch ein Leben gibt, denn nur mit dem Leben selber wirst Du für mich aufhören. Da wachte in meinem Herzen eine Liebe auf, die sich von jener andern unterschied, wie sich die Zeit unterscheidet von der Ewigkeit, und vor mir stand ein Ideal, welches ich an die Wände eurer Kerker malen möchte, damit das Bild desselben eure Guillotine überlebe. Es war eine Freiheit, auf Liebe gegründet, eine Offenbarung für die gedrückten Herzen, ein Evangelium, eine Religion — es war ein Traum; und ein Wort, das Wort, welches Dir meine Vergangenheit enthüllte, hätte ihn zur schönsten Wirklichkeit gemacht. Dieses Wort, Gilbert, das ich nicht gesprochen habe: das ist mein Verbrechen!"

„Und der Brief, der Brief? . . . rief Gilbert in immer steigender Erregung, „der Brief des Prinzen von Wales? . . ."

„Das war mein Werk!" sagte der Herzog von Orleans, welcher sich der Gruppe wieder näherte. „Es ziemt auch mir wol, ein Wort hier zu reden. Ich, ein sterbender Mann, stehe hier auf, um für die Unschuld

dieser Frau zu sprechen, unschuldig in Allem, was man ihr vorwirft, unschuldig des Verraths, der Conspiration, des Einverständnisses mit mir — unschuldig bis auf die Neigung, welche ein Prinz für sie gehegt. Wo nun ist der Grund zu ihrer Verurtheilung? Ich sehe keinen. Der Prinz erinnerte sich ihrer, er bot ihr die Heimkehr in das Vaterland an, welches sie freiwillig verlassen, er schrieb ihr den Brief, den ich ihr überreichte ..."

„Und den ich, da es zwischen mir und dem Prinzen nichts mehr gibt, als die Vergessenheit und das Grab, unerbrochen fortwarf ..."

In sich versunken stand Gilbert da. „Die letzte Frage!" murmelte er, „sie kommt, sie kommt!"

Da ward die Flügelthür mächtig aufgeworfen.

Gilbert fuhr zusammen. Die Andern waren ruhig, nur er schien heftig bewegt.

Es waren die Huissiers und Gendarmen des Comité's, welche laut den Namen des „ci-devant Herzogs von Orleans, genannt Egalité", ausriefen.

Die Stunde war gekommen, wo er vor dem Sicherheitsausschuß zum Verhör erscheinen sollte.

„Das heißt vor Robespierre," sagte er, „das heißt die verlorene Schlacht und die letzte Demüthigung auf Erden, aber das heißt auch der erste Schritt zur Freiheit. Freiheit, Freiheit, nach dem Kerker, nach dem Schaffot, nach all' diesem gräuelvollen Wechselspiel der Revolution, der Lüge und der Masken! Fort damit, fort! Ich bin wieder frei, ich darf wieder athmen, ich brauche nicht länger diese verhaßte Tyrannei zu dulden. Feu le roi! „Das ist ein Titel, den sie annehmen, Monseigneur," sagte der Schreiber meines Großvaters. Der Tod gibt

mir mein Herzogthum wieder. Vom Festmahl des Lebens schreit' ich hinab zum Festmahl des Todes — gebt mir den Wein und schenkt mir den schäumenden Sprudel — das trink' ich dem Tod und den Todten! O ihr Schatten, die ihr schon auf dem andern Ufer irrt, ich komme! Schatten von Prinzen, Schatten von schönen Frauen — Schatten, die mir theuer sind, Schatten, die ich geliebt . . . Schatten, mitten im Frühling entflattert, lachende Geister der Jugend, mit dem Rosenduft entflohen, mit dem Blüthenstaub auf den Schwingen — liebliche Lamballe, ich komme! Wir sind versöhnt. Schatten meiner Freunde, Schatten meiner Feinde, Schatten des Königs, dein Vasall kehrt zurück! . . ."

Dann warf er das Glas, aus welchem er getrunken, zu Boden, daß die Scherben zersplitterten, und dann mit einem Lebewohl an die Zurückbleibenden riß er sich los und folgte den Häschern, die ihn vor Robespierre's Richterstuhl führten.

Auch die Engländerin entfernte sich.

Und Gilbert und Grace sanken sich weinend in die Arme.

„Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen," sagte Grace unter ihrer Seligkeit und ihrem Schluchzen.

Und Gilbert preßte den ersten Kuß auf ihre Lippen —

„Du darfst sie küssen," sagte Grace, „denn sie sind wieder rein! . . ."

Und er hob ihr bleiches, abgemagertes Gesicht zu sich empor und sah mit dem Ausdruck jener Liebe, welche niemals stirbt, in ihre Augen. Und sie lächelte und war

so schön in dieser Umarmung — und ein bleicher, melancholischer, hinschwindender Strahl der Schönheit ging noch einmal über dies Antlitz, welches so Vieles gelitten — der langsame Scheideblick eines Lebens, welches hätte so rein und heiter werden können, wenn die Sterne gewollt ... welchem aber kein Schicksal mehr rauben konnte, daß es rein und heiter ende. Und er preßte sie fest und fester an sich — mit einer Inbrunst, einer Gluth, in welcher endlich, nach Jahren qualvollster Zurückhaltung, seine Seele ganz aufflammte. Er hatte nicht des Ortes Acht, an welchem sie sich befanden: er hatte nur das Gefühl, die Geliebte in seinen Armen zu halten. Er hatte nur das Gefühl, daß er sie umfange, daß sie die Seine geworden, daß er sie nicht mehr verlieren könne ... ihre Seelen flossen jubelnd ineinander, sie waren glücklich, sie waren selig, sie waren trunken: sie feierten den Moment, der, obgleich nur ein Moment, alle Wonnen der Ewigkeit in sich schließt.

Und immer wieder drückte Gilbert das geliebte Haupt an seine Brust — und plötzlich, unter seinen Händen, löste sich die Haube und das lange Haar wallte hernieder.

Betroffen wich Gilbert zurück.

Grace stand vor ihm, mitten in der Finsterniß dieses Tages von einem silbernen Glanz umflossen, welcher ganz ihr eigen war.

„Was ist das?" rief er.

Grace lächelte wehmuthsvoll. „Sie sind bleich geworden unterdessen, Gilbert," sagte sie.

Aber Gilbert sah mit entzückten Augen zu ihr empor. „So standest Du schon einmal vor mir, Grace,"

sagte er, „in jener ersten Nacht, da ich Dich sah. Damals schimmerte Deine Gestalt silbern von Mondenschein; heute schimmert sie weiß von Verklärung."

Und er nahte sich ihr ehrfurchtsvoll und mit andächtigen Lippen küßte er das Haar der Geliebten, welches erbleicht war in Kummer und Schmerzen — um ihn!

Nun sagte Gilbert nichts mehr, aber in ihm die letzte Frage war gelöst.

Die Wachen kamen, welche die Verurtheilte nach dem Gefängniß der Carmeliter abführen sollten.

„Dein Kloster!" sagte Grace sanft und bedeutungsvoll. „Du stiegest aus ihm in die Revolution und ich werde aus ihm in den Himmel steigen!"

Gilbert erwiderte nichts.

Er folgte ihr schweigend die Treppe hinab.

Unter dem großen Portal sahen sie Orleans. Er kam aus dem Verhör. Er war verurtheilt worden, in dem Fort St. Jean von Marseille das Decret zu erwarten, welches ihn vor das Revolutions-Tribunal stellen würde.

Zwei Wagen fuhren zugleich ab; in dem einen saß Lady Elliott, welche nach der Straße Vaugirard geführt ward, in dem andern saß der Herzog von Orleans. Man hielt ihn während des Tages und eines Theiles der Nacht in einer Zelle und um drei Uhr des andern Morgens ward er in einer Postkutsche mit acht Pferden und einer Escorte von sechzig Gendarmen nach Marseille gebracht.

Im Lager der Royalisten erregte Orleans' Verhaftung eher Freude als Mitleid, und in den Gefängnissen circulirte folgendes Couplet, welches Frau v. Montrond gedichtet:

Zu Wasser war ja Orleans
Ein Held stets à merveille,
D'rum für den Sieg von Quessant
Ein Ruder in Marseille!
Und dort, wie einen Bruder, wird
Begrüßen ihn vom Meere
Der Ruf, indem die Kette klirrt:
Es woge die Galeere!

Später vor dem Revolutions-Tribunal benahm er sich mit Sicherheit und Würde. Er hörte sein Todesurtheil, ohne zu zucken. Er bestieg den Karren, der ihn zum Schaffot führen sollte, in einem sehr gewählten Anzug. Die Führer desselben hatten Befehl, vor seinem Palais Royal zu halten. Der ganze Weg vom Justizpalast bis zum Pont Neuf war ziemlich menschenleer, aber als sie bei des Herzogs eigenem Palais angelangt waren, da begann auch der Pöbel sich zu versammeln. Aus einem Fenster sah die Frau v. Buffon, welche das Taschentuch vor das Gesicht hielt, damit man ihre Thränen nicht bemerke. Aber der Herzog erschien sehr ernst, wie in früheren Tagen, wenn er zu irgend einer Gelegenheit der großen Ceremonie ging. Er war stark gepudert und seine Gesichtsfarbe war gesund. Seine Hände waren hinter ihm zusammengebunden und sein Rock war hellgrau mit schwarzem Kragen. Er blickte mit vollkommener Ruhe das Palais an. Ueber die Inschrift, welche der Herzog selbst noch vor Kurzem über den Fries des Peristyls in gigantischen, dreifarbigen Charakteren gesetzt: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder der Tod", hatte die Hand Robespierre's in ebenso großen, aber schwarzen Lettern setzen lassen die beiden Worte: „National-Eigenthum." Das Palais ging fortan in den Besitz von

Speculanten über: die Restaurants nahmen die Erdgeschosse, die Spieltische etablirten sich in den Etagen und erst das Kaiserthum reinigte die Galerien wieder von einer Welt von „filles perdues“, die sich darin eingenistet hatten, von berüchtigten Bällen und Wachscabineten mit unzüchtigen Figuren: dieses waren die Nachfolger des „feu le Duc d'Orléans, nommé Egalité“ . . .

Als der Karren vom Palais Royal sich wieder in Bewegung setzte, blickte der Herzog auf den Pöbel mit einer Art von Indignation herab. Denn der Zudrang des Volkes war jetzt sehr stark geworden. Immerfort und von allen Seiten rief man ihm auf den Karren hinauf und fast in's Ohr die Worte: „Madame Lamballe!“ . . . „Louis Capet!“ . . . „der sechzehnte Januar!“ . . . „der einundzwanzigste Januar!“ . . . Unerhörte Brutalitäten wurden gegen den verübt, der vor vier Jahren noch der Liebling der Pariser gewesen . . . Zischen, Geschrei, wilde Verwünschungen, ein wahrer Höllenlärm, den man auf eine Viertelstunde weit im Umkreis hören konnte, verfolgten ihn. Aber er zeigte nicht die mindeste Spur von Veränderung in seinem Benehmen, sondern trug den Kopf sehr hoch, bis der Karren auf den Platz Louis Quinze einbog: da sah er das Schaffot vor sich und ward auf einmal sehr bleich, aber doch hielt er sein Haupt hoch. Drei andere Gefangene saßen mit ihm in demselben Karren — eine Madame de Kolly, eine sehr schöne Dame, Gemahlin eines ehemaligen Generalpächters, ein Convents-Deputirter, Namens Coustard, von der Gironde, und ein Schmied, Namens Brouce, welcher einen Schlüssel verfertigt hatte, um einige Papiere zu retten.

Es war später Nachmittag, im November, fast vier Uhr, als der Karren das Schaffot erreicht hatte.

Auf dem Piedestal, welches einstmals die Reiterstatue Ludwig's XV. getragen, war das Blutgerüst aufgeschlagen — ringsum liefen noch die Basreliefs von Pignolle, schwarz von Blut. Eine kolossale Statue der Freiheit, versilbert, stand neben dem Schaffot, auf der Stelle, wo man heut den Obelisken sieht.

Der Tag ging zu Ende und es begann zu dunkeln. Daher war der Herzog der Erste, welcher hingerichtet ward, damit der Pöbel sein Haupt sehen möge. Er lief die Treppe mit großer Hast hinan. Eine unermeßliche Versammlung von Menschen bedeckte den Revolutionsplatz. Am Fuße der schrecklichen Bildsäule, welche bei der Abendbeleuchtung wie ein riesiger Schattenriß am rothen Novemberhimmel erschien, sah man den Herzog noch einmal sich aufrichten. Sanson hatte ihm den Rock ausgezogen. Die Knechte des Henkers, welchen die Beute der Hingerichteten gehörte, bückten sich, um ihm auch die Stiefel auszuziehen. Das war der Grund, weßwegen er sich noch einmal aufrichtete: „Meine lieben Leute,“ sagte er, „laßt mich in meinen Stiefeln sterben. Es wird für euch und für mich bequemer sein; wenn ich todt bin, könnt ihr sie mir um so leichter ausziehen . . .“

Unmittelbar darauf lag sein Kopf auf dem Brett, man sah das Beil herabschießen, es schimmerte einen Augenblick in der feurigen Gluth des Abends — und dann war Orleans nicht mehr. Sein blutiges Haupt ward dem Volke gezeigt.

Und am andern Tage las man diese Notiz im Moniteur:

„Vom 16. Brumaire. Das Tribunal hat zur Todesstrafe verurtheilt Louis Philippe Joseph d'Orleans als Urheber und Mitschuldigen der Verschwörung, welche existirt hat gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, die Freiheit und Sicherheit des französischen Volkes."

Viertes Capitel.

Exit Mucius Scävola.

Auch in das ehemalige Kloster der Carmeliter war die Revolution eingezogen, die September-Mörder hatten hier grauenhaftere Thaten verrichtet, als an irgend einem andern Orte von Paris. Mehrere hundert alte Priester und der ehrwürdige Bischof von Arras waren hier, in den Zellen, in den Kreuzgängen, im Refectorium, ja im Heiligthum selber, am Altar, erschlagen worden und auf ihren Leichnamen, unter dem Ordenskleid, hatte man kleine Bilder auf Papier gefunden, zwei Herzen von Pfeilen durchbohrt, in einer Dornenkrone mit dem Kreuz und den Worten:

Coeurs sacrés,
Protégez-nous!

Später, in den letzten Tagen der Revolution, als sie sich, nach den Tagen des Schreckens, in ein wildes Bacchanal auflöste, als die „bals aux victimes" allgemein wurden und man dem Andenken der Gefallenen nicht mehr Cypressen oder Lorbeern, sondern Rosen, Wein und Umarmungen weihte, da kam auch dieses Kloster in den Besitz

eines Gärtners, Namens Langlais, der ein Ballhaus daraus machte, den sogenannten „Bal de Tilleuls“.

Während der Zeit, die zwischen dem Opfertod der Priester und dem Lustgeschrei der Mädchen lag, diente das Kloster als eines von den Revolutions-Gefängnissen, und es war in dem weiten Hof und vor einem der gothischen Portale, wo der Wagen hielt, welcher Lady Elliott in die Gefangenschaft geführt hatte.

Man ließ sie zuerst in die Wohnung des Conciergen treten, welcher ihren Namen in die Register der Gefangenen einzutragen hatte. Er saß bei Tisch mit einem sehr hübschen, fast elegant aussehenden jungen Mann, und sie tranken Wein. Der Kerkermeister trug eine rothe Mütze, denn im Gefängniß hatten nur die Conciergen, Porte-Clefs und Commissaire das Recht, sich mit diesem Abzeichen der Freiheit zu schmücken, den Gefangenen war es untersagt. Der Kerkermeister war sehr lustig, er sang über dem Wein das beliebte Lied:

„La guillotine va toujours,
Va toujours, va toujours . . .“

Als Lady Elliott eingetreten war, bewillkommnete er sie aufs Cordialste, lud sie ein, Platz zu nehmen und ein Glas mitzutrinken. Sie wagte nicht, abzulehnen. Der junge Mann sagte nach einer Weile: „Aber ich muß nun wol fort,“ und sah nach seiner Uhr. Der Gefangenwärter erwiderte: „Nein, die Arbeit wird nicht vor Mittag beginnen, Du hast noch ein halbes Stündchen.“ Lady Elliott sah den jungen Mann an und der Kerkermeister sagte: „Du mußt Freundschaft schließen mit diesem Bürger, es ist der junge Sanson, der Scharfrichter, der jüngste von den drei Brüdern, und wer weiß, viel-

leicht wird an ihm die Reihe sein, wenn Du geköpft wirst.“

Der junge Sanson erhob sich, und indem er den Hals Lady Elliott's mit der Hand umspannte — diesen Hals, auf welchem der Kopf saß wie auf einem Lilienstengel — sagte er: „Er wird bald vom Nacken herunter sein, er ist so lang und schmal. Wenn ich Euch unter die Hände bekomme, so soll's nichts sein, als just ein Druck . . . Ihr werdet's kaum fühlen.“

Dann empfahl er sich und der Kerkermeister führte Lady Elliott durch verschiedene Gitter und Wachen und Gänge nach dem für sie bestimmten Cachot, in welches man über zwei Steinstufen hinabstieg. Es war eine ehemalige Mönchszelle. Das Erste, was ihr beim Eintreten auffiel, war eine blutige Hand an der weißen Mauer, eine Knochenhand, die Hand eines alten Mannes, in Blut ganz genau mit allen Fingern und Gelenken auf der Wand abgedrückt.

Sie wich im ersten Augenblick davor zurück.

Aber der Concierge sagte: sie solle sich nicht davor fürchten. Es sei nur die Hand eines von den widerspenstigen Priestern, der sich im Todeskampf und schon ganz mit Blut bedeckt noch einmal gegen die Mauer gestemmt habe. Aber das sei noch nichts, fügte er hinzu, unten im Refectorium, in welchem die Gefangenen speisen, da sei der Fußboden und sogar die hölzernen Stühle ganz mit Blut und Gehirn bespritzt.

Darauf ging er, und nun war Lady Elliott endlich allein und geschützt vor den Berührungen und Worten der rohen Männer, und obwol sich diese düsteren Räume von Tag zu Tag und immer mehr mit den großen Na-

men von Frankreich schmückten und allmälig eine Gesellschaft darin zusammenkam, welche so dicht vor dem Tode die Genüsse des Lebens noch einmal erneute, so hielt Lady Elliott doch auch davon sich möglichst fern. Sie gehörte zum erstenmale wieder sich selber und wollte diese Freiheit, welche die Gefangenschaft ihr gab, keiner Beschränkung mehr opfern. Nichts mehr störte sie, zu denken und zu träumen, und während draußen die Wogen der Revolution donnerten, hörte sie kaum ihren abgeschwächten Lärm und ihr weit entferntes Branden. Dies Gefängniß und „ein Fenster obenan, eine Elle groß", das war ihre Arche und die Wasser, welche ringsum wuchsen, „hoben sie auf und trugen sie empor über die Erde."

Eine wundersame Heiterkeit erfüllte sie. Sie dachte an Gilbert. An ihn zu denken, das war ein Glück, welches kein Kerker ihr beschränken konnte; sich zu sagen, daß sie von ihm geliebt sei und seine Liebe jetzt erwidern dürfe, frei, voll und aus ganzem Herzen: das war eine Seligkeit, ein Vorgefühl des Himmels, eine Botschaft des Friedens und der Freude.

Sie trat an das Gitterfenster ihrer Zelle, da rankte der Wein, der seine ersten Blätter getrieben hatte. Sie tropften noch vom Regen.

Sie sah durch das Gitter auf den alten Klostergarten. Für sie wandelte Gilbert unter den ehrwürdigen Bäumen. Sie dachte nicht mehr an seine Vergangenheit, sie dachte nur noch an seine Liebe. Gegen Abend hellte sich der Himmel im Westen ein wenig auf und ein kurzer Sonnenschein kam hervor. Er streifte den Garten, den Hof, das Gitter und fiel in die Zelle. Einen Augenblick schimmerte die blutige Hand an der Mauer. Aber dann

sah sie etwas Weißes unter dem Weinlaub leuchten, es war eine von den Tauben, welche noch von den Mönchstagen her unter den alten Dächern nisteten. Dann ging die Sonne wieder fort, es ward dunkel. Aber sie hatte die Taube gesehen und der Friede war in ihrem Schlummer und Gilbert's Bild in ihren Träumen.

Obgleich im Gefängniß und auf dem Wege zum Schaffot, fühlte Grace sich doch freier als je; hier genoß sie noch einmal jenes vollkommenen Glückes, welches uns erfüllt, wenn die Seele mit sich selber in Einigkeit ist. Ihrer getreuen Becky, dem Meister Drouet und Charles hatte man den Zutritt zu ihr gestattet, und bald ward ihr sogar die Erlaubniß gegeben, den Knaben während des Tages zu ihrer Gesellschaft ganz bei sich zu behalten. Nun kam Becky an jedem Morgen und brachte ihn, und an jeden Abend, um ihn wieder abzuholen.

Eine Woche mochte vergangen sein; das feuchte, trübe Frühlingswetter, nur mit hie und da einem Sonnenblick dazwischen, hatte fortgedauert. Ein solcher Sonnenblick fiel an einem Nachmittage in Lady Elliott's Zelle, als sie mit dem Knaben darin saß: Charles, der mit der leichtlebigen Natur der Kinder sich fast schon an diesen Zustand der Dinge gewöhnt hatte, sie mit der Vergangenheit beschäftigt, still, sinnend, voll tiefsten Friedens.

Es ist wahr, oft noch tauchte das Bild jener räthselhaften Frau herauf, welche ihre ganze frühere Geschichte nicht nur zu kennen, sondern auch auf eine bis jetzt noch unerklärte Weise mit derselben verwebt zu sein schien; welche wie eine Stimme von jenseits des Grabes ihr Worte zugerufen, deren Sinn sie mit freudigem Trost erfüllte, ohne daß sie denselben ganz begriffen hätte; welche,

auf dem halben Wege des Verrathes stehen bleibend, sie zum höchsten Segen der Liebe eingeführt, und von so viel widersprechenden Motiven getrieben, ihr zuletzt nur das Geheimniß ihrer Erscheinung und ihrer That zurückgelassen, während sie ihr doch das Geheimniß der Vergangenheit gelöst hatte. Wer war sie?

Da unterbrach Charles' Ruf das Nachsinnen Lady Elliott's.

„Madame," rief er, „hören Sie doch diese seltsame Musik!"

Es waren die Klänge einer Violine, welche irgendwo aus den Höfen oder dem Garten des Klosters heraufschallten.

In der That, Lady Elliott hatte dieses Violinspiel, zuweilen begleitet von einem eigenthümlichen Gesang, schon mehrmals während der letzten Tage, wenn es durch die weiten und düstern Räume wanderte, bald hier, bald dort vernommen, ohne demselben weitere Beachtung zu schenken.

Heute jedoch, da der kleine Charles sehr davon betroffen schien und lauschend an das Fenster eilte, ward auch sie aufmerksam.

Es war ein merkwürdiges Quodlibet unzusammenhängender Melodien, ohne jeden Uebergang scharf und grell aus der Lustigkeit in die Trauer springend und aus einem langsamen in ein rasches Tempo; ein höchst eigenthümliches Durcheinander von Fragmenten, die einander folgten und verdrängten, wie Gedanken, die man nicht zu Ende denkt, wie Erinnerungen, die in raschem Fluge vorübergehen — mit einem Eindruck auf den Hörer, der

ebenso wechselnd wie das Spiel selber, bald ein komischer, und bald ein melancholischer war.

„Das ist die Marseillaise," rief Charles, dessen Worte jedoch den mannigfachen Wendungen und Launen der Musik kaum auf dem Fuße nachkommen konnten. „Das ist der Figaro, und das ist die Carmagnole, das ist der Chant du départ und das ist Marlborough s'en va-t-en guerre ... und das ... o Madame! das ist ja mein Lied ..."

Es war das Lied aus Gretry's Oper, Blondel's Lied, welches Charles so oft unter den Fenstern gesungen, als er noch mit Pierre Lemaitre, dem Orgelspieler, durch die Straßen ging; „das Lied," rief er, „welches mich einst Mr. Réal gelehrt hat ..."

Aber auch diese Melodie war rasch wieder verschwunden, und eine weniger liebliche, feierliche ließ sich statt ihrer vernehmen, diesmal begleitet von dem Gesang des unsichtbaren Spielmannes:

Quand ils m'auront guillotiné,	Und wenn sie guillotinirt mich nun,
Je n'aurais pas besoin de nez.	Was soll ich dann noch mit der Nase thun?

Es war ein verzweifelter Humor in diesem Uebergang, und Charles mußte wirklich lachen, aber Lady Elliot sagte: „Komm', wir wollen in den Garten hinabgehen und einmal sehen, wer uns diese Musik macht."

Die Promenade durch die ummauerten Höfe und in den Garten, dessen Zugänge freilich überall mit Gendarmen besetzt waren, stand während gewisser Stunden des Tages den in diesem Kloster Detinirten frei.

Sie mußte zuerst über den weiten Klosterhof gehen, welchen die Kreuzgänge rings umgaben. In der Mitte

desselben war ein Springbrunnen, auf dessen steinernem Rand, von den Schatten und der Stille der benachbarten gothischen Kirche gedeckt, die ehemaligen Bewohner dieses einst so friedlichen Asyls wol oft an den Sommernachmittagen gesessen haben mochten, der Kühle des gefüllten Bassins genießend, oder nach dem Steigen und Fall der Fontaine die Hexameter und Pentameter ihrer Dichter studirend.

Das war nun freilich anders geworden heute. Kein Springquell, keine Fontaine, kein Wasser mehr — das steinerne Becken war trocken geworden und umher gestürzt lagen die Steinbilder von Drachen und andern fabelhaften Thieren, aus deren weit offenen Rachen das Wasser ehemals herabgerieselt.

Doch übten der schöne Brunnen auch in diesem verfallenen Zustand und die wunderlichen Figuren, die noch an demselben theils wohl erhalten, theils verstümmelt zu erblicken waren, Anziehungskraft genug auf die Phantasie des Knaben, um ihn mitten in seinem Weg und seinen Gedanken aufzuhalten. Da waren auch sonderbare Vögel angebracht, mit gewaltigen Klauen und großen Fittigen, als zum Beispiel der Vogel Greif, und da waren andere Vögel, welche die Brust und das Gesicht von Menschen hatten, und dieses Gesicht sah so klug und so verständig aus — es war wirklich zum Erstaunen.

„Sehen Sie doch, Madame,“ rief Charles ganz in Betrachtung dieser phantastischen Gebilde vertieft. Aber Lady Elliott, schon eine Strecke voraus, hörte den Knaben nicht mehr, und dieser blieb zurück, um der Lieblingsbeschäftigung aller Knaben nachzuhängen, dem Anblick

desjenigen, was ihnen fremdartig, wunderbar, geheimnißvoll vorkommt.

Lady Elliott war indessen durch das eiserne Thor in den Garten getreten, an dessen dunklen Bäumen überall das erste Grün leuchtete. Es war ein dunkler wildverwachsener Garten und in seinen weiten Gängen war um diese Stunde kaum einer oder der andere von den Gefangenen zu sehen; nur gegenüber, an der Mauer, unter einer Hängeweide und auf einem von der Feuchtigkeit modrig gewordenen Baumstamm saß der Geiger, welcher, so oft er auch abwich, doch immer wieder zu der Melodie von vorhin zurückkehrte und dazu sang:

Und wenn sie guillotinirt mich nun,
Was soll ich dann noch mit der Nase thun?

Er hatte die Violine in der Rechten und regierte den Fiedelbogen mit seiner Linken, es war eine auffallende, fast lächerliche Figur.

Lady Elliott schritt näher. Das Rauschen ihres Gewandes und das Rascheln des dürren Laubes, welches vom letzten Herbst her sich noch in den Alleen gehalten hatte, weckten den Musikanten aus seinen Träumereien. Er wandte das Gesicht empor, welches bisher mit dem Kinn an dem Geigenkasten geruht hatte, ein hageres, gelbliches, von Falten auf Stirn und Wangen scharf markirtes Gesicht, einen Kopf, welchen Lady Elliott erkannte, obwol derselbe nicht mehr von der rothen Mütze bedeckt war, die sie zuletzt darauf erblickt hatte.

„Ist dies nicht ein alter Freund,“ sagte sie, „oder täuscht mich mein Gedächtniß? Wahrhaftig, ich traue meinen Augen nicht!“

Der Angeredete sah Lady Elliott mit einem Ausdruck des Befremdens an, als ob er weder wisse, wer sie sei, noch wovon sie geredet. Sie wurde dadurch in der That irregemacht an seiner Identität.

„Also bist Du nicht Mucius Scävola?“ sagte sie zögernd.

„Mucius Scävola!“ wiederholte er, als ob er diesen Namen niemals zuvor in seinem Leben gehört habe. „Mucius Scävola haben Sie gesagt? — Ja, ja, ich erinnere mich. Ich habe wirklich einmal einen Menschen gekannt, der sich Mucius Scävola nannte. Sie haben ihn auch gekannt, Madame, es war ein Mensch, um den's schade war — nicht ohne Bildung, von erträglichen Manieren und wohlbewandert in den Klassikern. Aber er fiel unter die Barbaren. Wie sagt der Lateiner? Mendici, mimae, balatrones et hoc genus omne.“

„So bist Du es doch!“ versetzte Lady Elliott, die zwar nur ein einzigesmal mit ihm gesprochen, in jener Nacht, wo er sie, mitten unter den Schrecken, durch seine Weisheit und sein Latein zu trösten versucht; aber Gestalten wie diese vergißt man nicht, abgesehen davon, daß sie den Genannten immer wieder an Truchon's Seite erblickt hatte. Das jedoch machte seine Erscheinung an diesem Orte für sie noch unerklärlicher. „Wenn Du wirklich Mucius Scävola bist, wie kamest Du dann in dieses Gefängniß?“ fragte sie daher.

„Auf die natürlichste Weise von der Welt,“ erwiderte er, „man hat mich hier eingesperrt!“

„Wie!“ rief nun Lady Elliott erstaunt, „man hat Dich eingesperrt — Dich, den Freund von Nicolas Truchon, den Begleiter von Simon, dem Schuster, den

Volksredner, den ich noch vor wenig Tagen hoch auf der Straßentribüne gesehen?"

„Fuimus Troës!" sagte Mucius Scävola, mit den Achseln zuckend, „fuimus, liebe Madame! Aber Sie haben Recht. Daß man die großen Leute des alten Regime hier findet, die Pairs, die Prälaten, die Herzoginnen und die Marquis, das ist sehr natürlich; denn das Gefängniß ist jetzt der Platz für die gute Gesellschaft in Frankreich; aber daß ich hier bin, ein Plebejer von Geburt, ein ci-devant der Sackgasse, ein Philosoph, der mit einer Tonne zufrieden wäre, das ist wirklich zum Erstaunen!"

„Und welches war Dein Verbrechen?"

„Infandum regina jubes," sagte Mucius Scävola; „doch die Geschichte meines Sturzes läßt sich in wenig Worten geben. Denn da Sie den Bürger Simon kennen, so ist es nicht nöthig, ihn ausführlich zu schildern. Sie wissen auch, daß ich ihn immer für einen guten Schuster gehalten, von seinen sonstigen Fähigkeiten aber nur einen untergeordneten Begriff gehabt habe. Er hingegen wollte von mir gar nichts gelten lassen, nicht einmal den Philosophen, und das verdroß mich; es kam darüber zum offenen Streit während jener denkwürdigen Nacht im Cabaret „zur goldenen Sonne", und seitdem waren wir erklärte Gegner. Nun muß es sich fügen, daß ich zum Porte-Clef des Tempels gemacht werde. Sie lächeln, Madame; Sie finden vielleicht, daß es sich für einen Philosophen nicht zieme, den Wärter der Gefangenen zu machen. Warum nicht? Ein Philosoph muß selbst im Gefangenwärter das Princip der Nothwendigkeit und Vorausbestimmung anerkennen. So kam ich in tägliche Berührung mit Simon, dem Schuster: er war mein Vorge-

setzter. — Madame! obgleich ich mich zur Lehre des Diogenes bekenne, so möchte ich doch nicht, daß sie unter diesem durchlöcherten Mantel den Antisthenes entdeckten. Nein, ich sag' es grad' heraus, es hat mich tief gekränkt, daß man diesem Simon die Erziehung und Pflege des Kindes anvertraut, welches von allen Kindern in Frankreich das unglücklichste ist. Ich spreche vom Dauphin. Eines Tages kam ich in die Stube, wo Simon, der Schuster, betrunken auf der Bank lag, während dieses Kind neben ihm am Tische stand. Mit schwerer Zunge lallte Simon, der Schuster, Gassenlieder voll unfläthiger Zoten gegen die ehemalige Königin und zwingt das eigene Kind mitzusingen. Da vergaß ich mich, Madame, riß das Kind vom Tische fort und versetzte dem Betrunkenen einen Schlag. Ich weiß nicht, was die großen Meister der Erziehungskunst, welche uns ihre erhabenen Lehren und ihr Beispiel hinterlassen haben, was ein Sokrates, ein Plato oder ein Seneca in diesem besonderen Fall gethan haben würden; aber was ich gethan, das that ich, weil das Herz in mir rebellirte. Sie werden sagen, Madame, daß ein Philosoph kein Herz haben dürfe, und das ist es, was ich mir selber gesagt. Aber anderseits — was vermag ein Philosoph von meiner Schule gegen die Thatsachen? Und Thatsache ist es, erstens, daß Simon mich des Royalismus beschuldigte; zweitens, daß man mich verhaftete; drittens, daß man mich in die Carmes führte, und viertens, daß man mich auf das Schaffot führen wird. Quod erat demonstrandum. Ich finde, daß alles dies völlig consequent sei."

„Mir scheint, lieber Freund," sagte Lady Elliott, welche bis jetzt weit mehr Sympathie gefühlt mit dem

Schicksal, als mit der Philosophie dieses Mannes, „mir scheint, daß Du consequent nur in Einem bist, nämlich in den Widersprüchen."

„Widersprüche!" rief Mucius Scävola sehr lebhaft. — „In der That! Als ob wir nicht ganz davon umgeben wären. Die Geschichte, die Philosophie und das Leben lehren uns dies Eine: den Widerspruch! Der Widerspruch: das ist die Ferse des Achilles und der Schirlingsbecher des Sokrates, der Tod der Träumer und der Idealisten. Wozu leben? Ihre Vorurtheile paßten nicht in diese Welt!"

„Wär' es möglich?" rief Lady Elliott, welche merkwürdig überrascht ward durch diese Wendung eines Mannes, welcher aussah wie ein Narr und redete wie ein Weiser, „wär' es möglich, daß Du so groß von den Einzelnen und so klein von der Gesammtheit denken könntest?"

„Die Gesammtheit?" entgegnete Mucius Scävola verächtlich . . . „wer spricht davon? Odi profanum, sagt der Dichter. Die Masse wird ewig Sklave sein und abwechselnd wird bald die Indolenz und bald der Fanatismus sie beherrschen. Aber ich fürchte, daß das Kreuz, der Scheiterhaufen und das Schaffot umsonst gearbeitet haben werden. Servitus crescit nova! Das Vaterland der Freien ist die Verbannung und das Grab!"

„Und das Vaterland der Freiheit? Wo wäre das?" fragte Lady Elliott, indem sie ihr schönes Auge sehnsüchtig emporschlug . . .

„Sie hat keines!" erwiderte Mucius Scävola trübe. „Die Freiheit! Toto solus in orbe Caesar liber erit! Es wird bald in Frankreich nur noch einen Mann

geben, welcher frei ist, und diesen wird Brutus erdolchen oder Sanson köpfen."

Hierauf schwieg er, aber nach einer Weile sagte er: „Wechseln wir das Thema, Madame. Wie geht es Ihnen? Wie leben Sie? Welche Bekanntschaften haben Sie in den Carmes? Welche Zerstreuungen? Ich lebe hier sehr angenehm, ich fühle mich äußerst glücklich. O Madame, wir haben sehr vornehme Leute hier. Da ist zum Beispiel der Marquis von Fleury, der Graf von Mirepoix, der tapfere Marschall von Moncy, nicht zu erwähnen die schöne Herzogin von Mireville — und denken Sie sich mein Entzücken! Gestern Mittags, als wir im Salon bei Tische sitzen (es war ehedem das Refectorium für die Mönche, aber es ist jetzt der Salon für die Gefangenen), da thut sich die Thür auf, und wer soll hereintreten, wer anders, als mein verehrter Freund, der Abbé Bazire, ein charmanter Mann, ein geistreicher Mann, ein witziger Mann, Madame, derselbe, mit dem ich vor etwa dreißig Jahren im Collegium Louis-le-Grand die Studien gemacht. Er hat nicht besonders gealtert, nein, es ist zum Verwundern, wie gut er sich gehalten. Er konnte das Gleiche nicht von mir sagen, leider, obwol er ein verbindlicher Mann ist, ein sehr eleganter Mann, Madame; doch erkannten wir einander gleich und groß war unsere Freude. Wir leben hier nun sehr vergnügt. An jedem Abend haben wir unser kleines Concert, zwei Violoncelli, eine Viola d'Amour und meine Geige. Es ist ein wahres Glück für mich, daß ich meine Geige habe. Ich habe lange nicht darauf exercirt; aber Sie sehen, was man mit der linken Hand gelernt, das vergißt man so leicht nicht. Wir spielen Potpourris aus den besten Opern

von Rameau, Lulli und Grétry. Apropos, Sie kennen das neue Lied noch nicht, welches der Abbé Bazire gestern Abends zum Besten gegeben. Er ist ein ganz allerliebster Mann, dieser Abbé, und Sie müssen ihn kennen lernen. Hören Sie nur sein Lied, Bazire's Abschied genannt!"

Und sogleich begann Mucius Scävola die Melodie von „C'est aujourd'hui mon jour de barbe" und sang, nachdem das Vorspiel beendet, folgendermaßen:

Lebt wohl, die ihr so gut geschmeckt,
Bestaubte Flaschen, roth verpicht;
Leb' wohl auch du, mein theurer Sect,
Ein Philosoph beklagt sich nicht.
Die Guillotine rasirt und scheert
Den Kopf ja auch — der mir so werth!

Gefängniß mit Concert und Ball,
Vergnügen, das zu rasch enteilt,
Lebt wohl, ihr holden Damen all,
Die freundlich es mit uns getheilt.
Die Guillotine ruft: Mein Sohn,
En route, denn Sanson wartet schon!

Kaum hatte Mucius Scävola seinen Vortrag beendet, so wandte er sich aufs neue an Lady Elliott. „Was sagen Sie dazu?" rief er. „Nicht wahr, ein schönes Lied! Aber Sie sollten es von dem Abbé singen hören! Welch ein Mann das ist! Und welch einen schönen Bariton er besitzt! Heute Abends werden wir einen Ball haben. Der alte Marschall de Moncy ist unser Ceremonienmeister. Wir müssen unser Gefängniß mit Blumen bestreuen, sonst werden wir vor Langweile umkommen, hat er gesagt. Sparge rosas! Rosen gestreut! wie

es in der 19. Ode des 3. Buches heißt. Die Damen werden in dem rothen Kleide erscheinen, in welchem sie später die Reise zur Guillotine machen, und es darf Niemand tanzen, von welchem nicht schon wenigstens ein Verwandter, sei es guillotinirt, sei es füsilirt, massacrirt oder strangulirt worden ist. „Das ist de rigueur," hat der alte Marschall gesagt, und zu dieser Festlichkeit bereite ich mich vor. Sie werden sich amüsiren, wenn Sie derselben beiwohnen wollen. Die beste Musik von Lulli und Rameau wird zu Ihrer Verfügung sein. Setzen Sie sich, Madame. Nehmen Sie Platz auf diesem Baumstumpf. Es ist sehr angenehm unter diesen alten Linden. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich in meinen Uebungen fortfahren."

Und während er noch sprach, hatte er fortwährend an seinem Instrumente herumgestimmt, hatte es verschiedenemale an's Ohr gehalten, hatte die Wirbel höher geschraubt und die Saiten probirt, bis ihm Alles in guter Ordnung schien, worauf er sich in Positur setzte, um auf's Neue zu spielen, all' jene abgerissenen Melodien aus den alten Opern, welche Lady Elliott schon in ihrer Zelle gehört hatte, all' jene plötzlichen Uebergänge und raschen Sprünge, in welchen eine wehmüthige Weise auf eine sehr ausgelassene Reminiscenz der Vergangenheit, eines der lieblichen Chansons der alten Meister irgend einem Gassenhauer der Revolution folgte, bis der seltsame Musicus wieder zu dem Liede von Grétry zurückkehrte, jenem einfachen aber nichtsdestoweniger so rührenden „Oh Richard, oh mon Roi! . . ."

Während er diese Melodie noch spielte, war Charles in den Garten gesprungen. Er kam vom Hofe herein

und rief schon von weitem, als er Lady Elliott erblickte: „Madame, Sie werden heute Besuch erhalten, die —“

Aber kaum, daß er Blondel's Lied vernommen und den Mann gesehen hatte, welcher es auf der Geige vortrug, da hielt er mitten in seinen Worten inne und zögerte, weiterzugehen.

„Was hast Du, Charles?“ fragte Lady Elliott, welche ihm ein paar Schritte entgegengetreten war.

„O!“ rief dieser, indem er, sich an Lady Elliott's Hand nähernd, den Mann mit der Geige immer unruhiger ansah — „das ist ja ... das ist ... Mr. Réal! ...“

Als er diesen Namen so dicht in seiner Nähe nennen hörte, ward Mucius Scävola aufmerksam. Er sah den Knaben, und plötzlich, nach dem ersten Blick, sprang er empor, ließ den Fidelbogen fallen, warf die Geige zu Boden und eilte dem Knaben mit dem Ausrufe entgegen: „Ja, ja, ich bin es, mein Junge! Mein Charles — mein Charlemagne! Wie groß der Junge geworden!“

Dieser warf sich an die Brust seines ehemaligen Lehrers, der ihn mit seinen Armen fest umschlang, und es währte lange, ehe der Knabe sein Gesicht wieder erhob, welches ganz in Thränen schwamm.

Es war ein ergreifendes Bild.

Der Knabe schluchzte so heftig, daß es schwer ward, ihn wieder zu beruhigen, und auch Mr. Réal, alias Mucius Scävola, war von dem unerwarteten Wiedersehen sehr bewegt.

Doch war er es, der sich am ersten zu fassen suchte „Mein Sohn!“ sagte er, „es ziemt uns nicht, zu weinen oder zu klagen. Ist dies nicht ein Augenblick, um uns zu freuen? Wir können noch einmal von den Tagen

sprechen, wo wir zusammen den Cornelius Nepos im Urtext lasen und den Plutarch in der Uebersetzung. Wie sagt Horaz? Hic est aut nusquam — nun, nun, wie sagt Horaz?"

Der Knabe sah durch Thränen zu seinem Scholarchen empor. Es war ihm wie ein fernes Echo, das er vernahm. „Hic est aut nusquam . . ." wiederholte er, „aut nusquam" . . . Weiter kam er nicht.

„Besinne Dich, mein Sohn," sagte Mr. Réal, „ich kann mir nicht denken, daß Du die schönen Verse vergessen haben solltest, welche wir so gründlich memorirten. Also noch einmal: Hic est, aut nusquam, quod . . ."

„Quod," wiederholte Charles . . . „quod . . ." Seine Thränen waren gestillt, aber die Verse wollten darum nicht besser fließen.

„Quod quae . . ."

„Quod quae . . . quod quaerimus!" rief Charles mit leuchtenden Augen.

„Bravo!" rief Mr. Réal, indem er mit beiden Händen applaudirte. „Hic est aut nusquam, quod quaerimus! Ja, ja, ich wußte, daß dies ein braver Knabe sei, der nichts von dem vergißt, was er einmal gelernt hat. Komm', mein Sohn!" Und dabei zog er ihn auf's Neue in seine Arme und küßte ihn.

Charles' Antlitz glühte vor Freude, vor Schmerz, vor Scham, indem er Lady Elliott verstohlen anblickte, von so viel widersprechenden Empfindungen, als das Herz eines Kindes nur fähig sein kann.

Was würde Lady Elliott zu diesem Begegnen sagen? Es war eine Art von Unsicherheit, welche den Knaben befangen machte und mitten in seiner Erregung ihn hin=

derte, sich derselben ganz hinzugeben. Aber doch siegte das natürliche Gefühl über jede Beschränkung, welche die Nähe Lady Elliott's ihm aufzulegen schien, als ob jede Aufwallung, jede Hingabe an die eigene Empfindung, jedes laute Wort etwas sei, was sich mit der Ehrfurcht vor ihr nicht vertrage; die Thränen kamen immer wieder und immer wieder, wenn er sich daraus losgemacht, warf er sich in die Arme Mr. Réal's.

Dieser benützte jeden Augenblick, um ihm irgend eine gute Lehre zu geben oder ihn zu examiniren nach denjenigen, die er ihm früher gegeben.

„Mein Sohn," sagte er, „Du siehst, daß für die guten und gehorsamen Knaben immer gesorgt ist. Wie sagt Horaz? Integer vitae scelerisque purus . . ."

„Non eget Mauri jaculis neque arcu!" setzte rasch der Kleine hinzu, dem nun die Erinnerungen an die Citate rascher wieder einzufallen schienen.

„Ganz recht!" fuhr Mr. Réal fort, „Du siehst daraus, daß der Dichter mir Recht gibt. Diejenigen, welche reinen Herzens und frei von Schuld sind, können der Zukunft getrost entgegengehen. Es ist möglich, daß diejenigen, welche Du geliebt hast, Dir bald durch das Schicksal entrissen werden, aber Du wirst darum nicht verlassen sein, mein Sohn, Du . . ."

Aber hier unterbrach ein neuer Thränenstrom des Knaben die Worte seines Lehrers. „O!" rief er, „nehmt mich mit Euch! Laßt mich nicht allein auf Erden, wo ich außer Euch Niemanden mehr habe! . . ."

„Mein Sohn!" sagte Mr. Réal, „Du mußt den Unterschied nicht aus den Augen lassen. Ich würde Dich jetzt um eine Stelle des Virgil befragen, wenn wir in

unserem Unterricht bis zu diesem Dichter gelangt wären. Leider wurdest Du mir entrissen, als ich eben die Absicht hatte, Dich in einige der hauptsächlichsten Amoenitäten der Aeneide einzuweihen. Virgil sagt nämlich sehr schön im sechsten Buche seines erwähnten Gedichtes: „Ipse volens, facilisque sequetur, si te fata vocant." „Si te fata vocant!" wenn das Schicksal dich ruft! Das ist es, mein Sohn! Nein, nein — dahin, wohin wir gehen, kannst Du uns nicht folgen; wir werden Dich vielmehr zurücklassen, um unser Andenken zu ehren, unsere Namen zu segnen und den Lehren treu zu bleiben, welche wir Dir gegeben. Wie sagt Horaz? Dulce et decorum est —"

„Pro patria mori!" sagte Charles, welcher, im doppelten Kampfe mit den Classikern und seinen Thränen, diese letzteren nur um so schwerer unterdrücken konnte.

Lady Elliott, welche dieser Unterhaltung bisher mit stummem Antheil gefolgt war, trat nun näher. Glücklich, den Mann gefunden zu haben, welcher im Besitze von Charles' früheren Lebensnachrichten war, glaubte sie nun nicht länger zögern zu dürfen, um sie von ihm zu erhalten nnd als werthvolle Erbschaft dem Knaben zu hinterlassen, den sie sobald vielleicht dem ungewissen Schicksal zurückgeben mußte, von welchem sie ihn einst empfangen.

Sie gab daher dem Knaben einen Wink. „Lieber Charles," sagte sie, „ich hoffe, daß Mr. Réal noch oft und lange Gelegenheit haben werde, Dich mit den Vorschriften eines tugendhaften Lebens und den Aussprüchen der großen Männer bekannt zu machen. Du wirst später

wieder zu ihm kommen. Geh' jetzt hinauf und erwarte mich; ich hoffe, bald bei Dir zu sein."

Charles war zu sehr an Gehorsam gewöhnt, um selbst jetzt nicht augenblicklich Folge zu leisten. Er küßte die Hand seiner Wohlthäterin, er umarmte seinen ehemaligen Lehrer und entfernte sich.

Als er gegangen war, wandte sich Lady Elliott an Mr. Réal mit der Bitte, ihr Alles mitzutheilen, was er über den Knaben wisse. Sie erzählte ihm zunächst, durch welchen Zufall er in ihre Hände gekommen, welch' tiefes Interesse sie für ihn gefaßt und wie wenig sie trotzdem über ihn habe in Erfahrung bringen können.

Es war gar nicht leicht, die Aufmerksamkeit Mr. Réal's zu fixiren, um so weniger, als der Garten sich allmälig mit Spaziergängern füllte, die gleichfalls einen Theil derselben in Anspruch nahmen. Sonderbarer Mensch, in welchem die vorzüglichsten Eigenschaften des Herzens mit einer Sorglosigkeit gemischt waren, die man allenfalls einem Kinde verziehen hätte, und der, wiewol sein Geist zu gewissen Zeiten einen hohen und bewunderungswürdigen Flug nahm, sich doch zu andern wieder in Abschweifungen gefiel, die nicht minder unerklärlich waren. Es kostete Lady Elliott daher Mühe genug, ihn auf dasjenige zu bringen, was für sie das einzig Wissenswerthe war; denn kaum hatte sie den Namen von Pierre Lemaitre genannt, als er das lebhafteste Interesse für diesen Mann ausdrückte und sich in weitläufigen Erörterungen über die Schwester desselben erging, welche Haushälterin des Herrn v. Varigny gewesen.

Lady Elliott, vor Ungeduld brennend, unterbrach den

Sprechenden. „Mein lieber Freund,“ sagte sie, „wir wollen darüber ein andermal reden. Jetzt bitt' ich Dich, laß' uns von Charles sprechen. War er verwandt mit dem Herrn v. Varigny?“

„Nein, ich glaube, daß dieser ihn zum erstenmale gesehen hat, als man den Knaben in sein Haus brachte, und damals zählte derselbe schon drei oder vier Jahre.“

„Wer brachte ihn dahin?“

„Madame,“ erwiderte Mr. Réal, „um diese Frage genau zu beantworten, muß ich sehr weit ausholen ...“

„Um Gotteswillen,“ fiel Lady Elliott ihm sogleich in's Wort. „Du siehst, die Augenblicke sind gezählt. Es wird Nachmittag. Du siehst, wir sind schon nicht mehr allein ...“

„In der That!“ sagte Mr. Réal, „ich erblicke dort schon Se. Excellenz den alten Marschall v. Moncy, und ...“

„Ich beschwöre Dich, mir zu sagen, wer den Knaben in das Haus des Herrn v. Varigny brachte?“

Die Ungeduld Mr. Réal's, je mehr er von seinen Bekannten in den Garten eintreten sah, war kaum noch zu zügeln. Aber es gelang der Dame zuletzt, ihn noch einige Zeit festzuhalten, und das Gute wenigstens entsprang aus der offenbaren Eile, daß er fortan ihre Fragen so kurz als möglich zu beantworten suchte.

„Wer ihn in das Haus des Herrn v. Varigny gebracht? ... Wenn ich nicht irre, so war es einer von den Adjutanten des ci-devant Herzogs von Orleans. Damals waren der Herzog und der Herr v. Varigny noch keine Feinde. Sie sind es erst später geworden.“

„Welches Interesse hatte der Herzog von Orleans

an dem Knaben?" fragte Lady Elliott mit rascherem Athem, denn sie begann den Zusammenhang zu ahnen und ihre Spannung wuchs.

„Freundschaft für den Prinzen von Wales," versetzte Mr. Réal, der inzwischen wieder nach der andern Seite des Gartens hinübergesehen hatte, wo der Marschall von Moncy mit dem Marquis v. Mirepoix Arm in Arm auf- und abging.

„Und wie kommt der Prinz von Wales in diese Affaire?"

Jetzt kehrte selbst die schon halb zerstreute Aufmerksamkeit des Herrn Réal noch einmal ganz zu dem Gegenstande der Unterhaltung zurück. „Wie, Madame?" rief er, indem er sie groß ansah. „Sie hätten es nicht gewußt, daß Charles der Sohn des Prinzen von Wales sei ...?"

Dieses Wort, welches Lady Elliott seit dem Tage, an welchem sie Charles zuerst erblickte, erwartet hatte, entriß ihr dennoch einen Ausruf des Erschreckens. Ihr Inneres war zu bewegt. Ihr Busen wogte heftig, tausend Fragen kreuzten sich in ihrer Seele, doch konnte sie nur eine hervorbringen, und diese kaum hörbar:

„Und seine Mutter?"

Jetzt, dicht vor der Gewißheit, nach der sie sich so lang und immer so vergeblich gesehnt — jetzt bangte ihr. Flehend um weitere Auskunft, blickte sie den Mann an, der vor ihr stand, und doch hätte sie seinen Mund schließen mögen.

„Seine Mutter," sagte Mr. Réal, „befand sich in Paris. Ich habe gehört, daß der Prinz sie aus London entfernt habe, weil sie ihm dort unbequem geworden, und

daß sie selbst in Paris nicht aufhörte, den Prinzen zu bestürmen. Sie hatte Verbindungen in Paris, die bis in die damaligen höchsten Kreise hinaufreichten, und man fürchtete in London, compromittirt zu werden. Man bot ihr deswegen beträchtliche Summen Geldes. Sie lehnte das Anerbieten ab. Sie drohte, mit dem Kinde öffentlich in London zu erscheinen. Da ward ihr das Kind eines Tages geraubt. Man sagt, daß der Herzog von Orleans dabei betheiligt gewesen, und er vertraute dasselbe dem Herrn v. Varigny an, welcher den Knaben sehr lieb gewann. Es fiel auf den 28. Januar, daß das Kind in sein Haus gebracht wurde: Sie wissen, Madame, das ist der Tag Caroli Magni nach dem christlichen Kalender, welcher inzwischen durch den republikanischen ersetzt worden ist. Es ist möglich, daß ich dem Knaben, wenn damals schon nach Dekaden gerechnet worden wäre, irgend einen schönen Beinamen aus der römischen Heldenzeit gegeben haben würde; doch galt zu jener Zeit noch der alte Styl, und ich nannte ihn deswegen nach dem Paladin, gleichsam zur Erinnerung und auch Herr v. Varigny nannte ihn so, obwol es sicher ist, daß sein eigentlicher Name, den er in der Taufe empfing, anders, ich glaube George, gewesen!"

„Und seine Mutter! Seine Mutter!" rief nun Lady Elliott, welche sich wieder gesammelt hatte . . . „Wer war seine Mutter? . . . Wie hieß sie?"

„Sie war eine Schauspielerin und sie hieß Mary Robinson!"

In diesem Augenblick erblickte Lady Elliott unter dem altersgrauen Thorbogen des Klostergartens eine Frauengestalt.

„Mary Robinson! Mary Robinson!“ rief Lady Elliott, indem sie derselben entgegeneilen wollte.

Aber die Füße versagten ihr den Dienst. Sie sank auf den Baumstumpf nieder, welchen Mr. Réal eben verlassen hatte.

Denn nun war auch der Abbé Bazire sichtbar geworden und nun konnte den ehemaligen Freund und Studiengenossen desselben nichts mehr zurückhalten.

„Madame,“ sagte er, „es wird nur für eine Minute sein, daß ich Sie verlasse. Ich werde augenblicklich wieder hier sein. Ich will nur meinen Freund, den Abbé, begrüßen, jenem andern Herrn, dem Marquis, mein Compliment machen und Se. Excellenz den Marschall um den Sinn einer schwierigen Figur in Gardel's „Menuet à la Reine“ befragen, welche wir heute Abends tanzen werden; dieselbe, Madame, welche zuerst bei der Vermählungsfeier Ihrer vormaligen Majestäten Ludwig XVI. und Marie Antoinette getanzt worden ist. Ich bitte, erwarten Sie mich hier; Sie sollen mich sogleich wieder sehen ...“

Mit diesen Worten eilte er hinüber zu den großen Herren, mit denen er im Gefängniß die Freundschaft geschlossen oder erneuert; aber Lady Elliott sah ihn weder sogleich noch jemals wieder.

Mr. Réal blieb zwar noch einige Zeit im Gefängniß der Carmes, — einer der liebenswürdigsten Gefangenen und durch seine sorglose Heiterkeit, die mit jedem Tage zu wachsen schien, ein wahrer Schatz für seine Leidensgefährten: er belebte ihren Muth, er tröstete sie durch seine Gespräche und seine Citate, er zerstreute sie durch die Accorde der Melodien. Einen Tag nach dem andern kam der schreckliche Wagen, welcher die Gefangenen für

das Revolutions-Tribunal, die Conciergerie, das Schaffot abholte, und einen von seinen Freunden nach dem andern sah er darin fortfahren — aber er spielte die Violine, er sang unaufhörlich und erwartete den Tod, indem er musicirte. Rührend war sein Abschied von Nicolas Truchon, welcher am Tage von Mr. Réal's Hinrichtung in das Gefängniß gekommen war, um seinen alten Cameraden noch einmal zu sehen. Der große Nicolas hatte Thränen im Auge, und er sagte, daß er seit jenem Tage, wo er seine Tochter in der Morgue gefunden, keinen solchen Kummer gehabt, bis zu diesem, wo er seinen Freund den Karren müsse besteigen sehen. Aber es sei nun zu spät, und wenn er sein Bruder wäre, statt seines Freundes, so könne er ihn jetzt nicht mehr retten; worauf Mr. Réal alias Mucius Scävola sagte: „Patet atri janua Ditis — die Pforten des Todes stehen offen!" Hierauf küßte er ihn zum Abschied und ließ sich fortführen. Er bestieg das Blutgerüst, indem er das Couplet seines Freundes, des Abbé Bazire, sang, der ihm im Tod vorangegangen:

Die Guillotine ruft: Mein Sohn,
En route, denn Sanson wartet schon!

Er legte sein Haupt auf den Block, indem er die dritte Ode des dritten Buches citirte, und seine letzten Worte waren: „Impavidum ferient ruinae."

Mit diesen Worten des Horaz beschloß er sein Leben, und das fallende Beil machte die Cäsur.

Fünftes Capitel.

Die Botschaft.

Wir haben Lady Elliott unter den düstern, mit Epheu bekleideten Mauern des Klostergartens verlassen.

„Mary Robinson!“ rief sie noch einmal; aber sie konnte sich von dem umgestürzten Baumstamme, auf welchem sie saß, nicht erheben.

Inzwischen war diejenige genaht, an welche sie diese Worte gerichtet hatte; es war die Engländerin, deren Besuch schon vorhin Charles ihr ankündigen wollte.

Ihr Gesicht strahlte, ihre ganze Erscheinung war wie beflügelt; sie schien jünger geworden und war schöner, als Lady Elliott sie je zuvor gesehen.

Wohlgeordnet, aber nicht in minder reicher Fülle schlang sich das Haar um ihre Schläfen, dies schöne, verführerische, goldige Roth, über welchem die Sonne durch die Linde herab ihre grünlichen Funken ausstreute. Ihre großen grauen Augen, deren wechselnder Schein immer so treu das Bild ihrer Seele spiegelte, hatten jetzt die Farbe des Aethers, jenes Flüssig-Klare, Wohlig-Feuchte, wie wir es in Frühlings- oder Sommertagen zuweilen nach starken Gewittern beobachten.

„Ich bringe Dir die Freiheit!" sagte sie mit einer Stimme, die — obwol wegen des Ortes, an welchem sie waren — gedämpft, doch tief und voll klang, von den reinen Accenten der Freude. Sie streckte ihre Hände aus.

Aber Lady Elliott saß regungslos unter den Bäumen.

„Ich bitte Dich, steh auf!" rief die Andere, „denn noch bevor der Tag zu Ende, wirst Du frei sein!"

Obwol sie voll und warm und mit der ganzen Beredtsamkeit ihres Herzens sprach, so schien es doch, als ob Lady Elliott nicht davon berührt werde.

„O," flehte sie, „gib mir ein Zeichen der Theilnahme. Sage mir, daß Du die Botschaft nicht zurückweisest, welche ich Dir bringe . . ."

Aber Lady Elliott schwieg.

„Sage mir," fuhr die Andere fort, unermüdlich in ihren Bemühungen, die Gefangene aus ihrer scheinbaren Lethargie zu wecken . . . „sage mir, daß Du Dich freust. Wenn der Abend dämmert, um die Vesperzeit, dann wird die Freiheitsstunde schlagen. Dann kommt Gilbert!"

„Gilbert!" rief Lady Elliott.

Sein Name hatte sie geweckt. Sie kreuzte voll zärtlicher Innigkeit die Arme über die Brust und ihr Antlitz flammte von Andacht der Liebe.

Aber dieses Wort hatte sie auch wieder zu dem vollen Bewußtsein der Gegenwart und des unmittelbar Vorhergegangenen geweckt.

„Mary Robinson," rief sie, indem sie in die noch

immer ausgestreckte Hand ihrer einstigen Feindin die ihrige legte ... „Du bist es!"

Da lief ein Schauer durch den Körper derjenigen, deren Hand sie hielt.

Aber Lady Elliott lächelte Frieden und Versöhnung.

„Mary Robinson," sagte sie, „soll die Vergangenheit vergessen sein?"

Da nahm Mary Robinson ihre Hand aus der Hand Lady Elliott's, in welcher sie fest geruht hatte. Sie strich ihr goldenes Haar aus der Stirne. Sie wischte die Thränen fort und sagte mit sanfter Stimme: „Vergessen? Nimmermehr! Nein, ich werde nicht vergessen, was Du für mich thatest. Wie könnte ich auch? Aber verzeihen! — Ja, verzeihe mir! Dies sei das letzte Geschenk, um das ich Dich bitte."

„Das letzte, meine Freundin? ich glaube, daß ich noch ein anderes, ein besseres für Dich habe!"

„Deine Verzeihung allein kann mir das Leben und mich mir selber wieder werth machen. Was könntest Du mir Besseres geben? Vielleicht Deine Freundschaft — aber auch diese werd' ich nur annehmen können, wenn ich mich ganz vor Dir gereinigt habe. Ganz? Was sag' ich? Es bleibt immer ein dunkler Fleck, über den nur Deine Verzeihung mir hinweghelfen wird. Die Verblendung riß mich hin, diese wilde Furie des Frauenherzens, die Eifersucht. Die Eifersucht machte mich zu Deiner Feindin und oh! die ohnmächtige Feindschaft gebar das Verbrechen. Ich suchte Dein Glück zu zerstören und vielleicht habe ich es zerstört ... Ich war es, die Deinen Weg gekreuzt in Vauxhall. Ich bin der Page von Carlton

House. Ich habe Dich belauscht in Studley Hall. Ich habe den Gedanken, den Du dort dachtest, ausgeführt, Du wünschtest frei zu sein; ich machte Dich frei. Der Schuß von Hounslow Heath war das Werk eines Räubers; aber ich . . . ich gab seiner Kugel die Richtung . . ."

Traurig sank ihr Haupt auf die Brust nieder, indem sie sprach.

Aber Lady Elliott sagte milde: „Laß die Todten ruhn! Denn wir haben Beide gebüßt."

„Ja!" rief nun die Andere, indem sie sich wieder aufrichtete, „der Himmel ist mein Zeuge, wie ich gebüßt! Mit Allem, was einem Weibe theuer sein kann, habe ich die Schuld der Vergangenheit bezahlt. Die Nacht der Verzweiflung kam über mich, die wahnsinnige Wuth des Zornes und der Ohnmacht. Dieses Gefühl folterte mich mehr als alles Andere. Ich sagte mich los von meinem Seelenheil, von meinem Gott, von mir selber. Ich glaubte in der Rache meine letzte Befriedigung zu finden und dann unterzugehen. Da kamst Du, meine Feindin, die ich haßte, und zwangst mich, Dir dankbar zu sein, Dich zu lieben. Ich revoltirte noch einmal, aber ich konnte nicht! Ich konnte Dich nicht verrathen, ich brach vor der abscheulichen That zusammen; aber ich stand gerettet auf! Ich bin gerettet durch Dich; — durch die Nacht, die dazwischen liegt, kehre ich zu meiner Vergangenheit zurück, und Du hast mir die Maske vom Gesicht gerissen. Ja! — ich bin Mary Robinson! . . ."

Thränen verdunkelten ihre Augen. Sie warf sich an die Brust ihrer ehemaligen Nebenbuhlerin.

„Laß mich weinen!" sagte sie. „Laß mich weinen um Mary Robinson, die einst so gut, so schön, so glücklich war — laß mich weinen um die, die es nicht mehr ist! . . ."

Die Thränen erstickten ihre Stimme.

„Mary Robinson," sagte Lady Elliott nach einer Weile, in welcher sie versucht hatte, die Schluchzende zu beruhigen, „Du brachtest mir die Botschaft der Freiheit, laß mich Dir die Botschaft der Liebe bringen. Komm', folge mir!"

Und gesenkten Hauptes, folgsam aus Theilnamslosigkeit für Alles, was sich nicht auf den tiefen Schmerz ihrer Seele bezog, verließ sie mit Lady Elliott den Garten und kehrte mit ihr über den Hof in das Gefängniß zurück.

Die Nachmittagssonne fiel in die Zelle, als sie dieselbe betraten. Auf dem Ruhebett in der Nische lag Charles. Er war nach der aufregenden Scene im Garten ermüdet hier eingeschlafen. Lady Elliott schlug die Gardinen zurück, welche das Lager umhüllten. Ein Sonnenstrahl, welcher durch das Laub und das Gitter hereinirrte, streifte das Antlitz des Knaben.

„Tritt näher, Mary Robinson," sagte Lady Elliott, welche die Gardine hoch in ihrer Hand hielt. „Hier ist Dein Kind!"

Ungläubig, aber doch mit einem Strahl himmlischer Erwartung im Auge, sah Mary Robinson zu Lady Elliott empor. Diese winkte noch einmal zur Nische. Mary Robinson kam; sie trat an das Lager, sie sah den schlafenden Knaben, sie zögerte noch einen Augenblick, dann

aber rief sie: „Mein Kind! Mein George!“ indem sie sich mit ihrem ganzen Körper über ihn werfen wollte.

Aber plötzlich hielt sie inne.

„Nein!“ rief sie, indem ihre Hand feierlich das Haupt des schlafenden Knaben berührte — und diesmal ohne zu zucken! — „Bei dem Haupte meines Kindes schwör' ich, daß ich ihn nicht eher bei diesem Namen nennen will, als bis diejenige, die ihn mir zurückgegeben, in Freiheit den freien Boden ihrer Heimath betreten hat!“

Ihre Berührung hatte den Knaben geweckt.

Er schlug die Augen auf, und halb noch zwischen Schlafen und Wachen, bewegten sich seine Lippen, sang er die Melodie, mit der er sich vielleicht im Traum beschäftigt hatte ...

O Richard, o mein König,
Wenn Alles dich verläßt,
So bleibt doch diese Hand dir,
Dies Herz dir treu und fest ...

Dann ward er wach, erhob sich, stand auf, blickte verwundert um sich — aber mit dem schmerzlichen Ausruf: „Weh mir! Weh mir! Das kam zu spät!“ sank Mary Robinson auf einen Stuhl und begrub ihr Gesicht in den Händen.

Sie sagte nichts, sie ertrug es wie eine Heldin; aber ihr Entschluß war gefaßt, und sie murmelte: „Ich muß es erfüllen!“

Um Lady Elliott zu retten, hatte sie sich als Opfer angeboten. In der Dämmerung, verkleidet, sollte Lady Elliott aus dem Gefängniß entführt werden und Mary Robinson sollte für sie darin zurückbleiben. Die Anstalten waren getroffen. Der Wagen, der sie aus Paris bringen

würde, die Pferde — Alles war angeordnet, wenn die Sonne niederging; wenn die Sonne aufging, war Lady Elliott auf dem Weg zur Freiheit und Mary Robinson auf dem Weg zum Schaffot.

Dies war es, was das arme Weib in sich auszukämpfen hatte, in demselben Augenblicke, wo sie ihr verlorenes Kind wiedergefunden und wo das Gefühl der Mutterliebe stärker als Furcht, stärker als Alles ihre Seele marterte, ihr Herz zu zerreißen und ihren Entschluß zu erschüttern drohte.

Aber sie kämpfte es heldenmüthig durch: treu ihrem gegebenen Wort und Vorsatz wollte sie angesichts des höchsten Glückes fallen, um ihre Wohlthäterin zu retten.

So vergingen die Stunden und Lady Elliott störte den Seelenkampf Mary Robinson's durch kein Wort, durch keinen Laut, durch kein Geräusch. Sie brauchte nicht über die gegenwärtige Situation hinauszugehen, um ihn zu erklären. Eine Mutter, die ihr Kind nach so viel Jahren wiederfindet! War das nicht genug, um eine Frau stumm und starr zu machen mitten in ihrer heftigsten Erregung? Wozu nach einem andern Motive suchen? Von dem Entschlusse Mary Robinson's ahnte sie nichts. Wie wäre es sonst möglich gewesen, sie über den wahren Grund ihrer Befreiung zu täuschen?

Aber Gilbert — konnte dieser das Opfer Mary Robinson's annehmen?

Die purpurnen Abschiedsstrahlen der Sonne spielten über die Wand des Kerkers. Die Gitter davor glühten wie Gold. Die Weinblätter wiegten sich im sanften Abendhauche und noch einmal flog die Taube vorüber

— „die kam zu ihm um die Vesperzeit, und siehe ein Oelblatt hatte sie abgebrochen und trug's in ihrem Munde."

Draußen hörte man die Riegel knarren.

Den langen Corridor herab hallten Tritte.

Die Zelle ward geöffnet.

Durch die Thür trat Gilbert.

Sein Antlitz war hager geworden, seine Lippen fast blutleer und seine Gestalt, die einstmals so stolze, so kräftige Gestalt, war gebeugt. Das tiefste, unaussprechlichste Leid, der Gram, der keine Hoffnung hat, der Kummer ohne Aussicht, wenn er eine Gestalt annehmen könnte — diese wäre es gewesen! Aber ein Zug des Edlen, des Großen, ein Schimmer der Hoheit war noch auf ihm, und in seinen Augen, obwol sie müde schienen, war noch ein Leuchten, nicht der Melancholie, nicht des Muthes, nicht der Verzweiflung noch des Trotzes, ein fernes Licht des Himmels, ein vorausgeworfener Strahl der andern Welt.

Als Lady Elliott diese blasse, geisterhafte Gestalt im schwindelnden Abendlichte sah, da entwand sich ihr unwillkürlich ein Ausruf des Schmerzes.

Galt er dem leidenden Aussehen des Geliebten, oder hatte sie plötzlich eine Ahnung des Preises, welchen er für ihre Rettung zahlen würde?

Als Gilbert in die Zelle getreten war, erhob sich Mary Robinson. Sie gab dem Knaben die Hand und entfernte sich schweigend.

Gilbert nahte sich der Geliebten.

Er berührte mit seinen bleichen Lippen ihre Stirn.

Das letzte Abendroth war um sie.

Man hätte sagen können: Johannes und Maria.

Es war nichts Irdisches mehr in ihrer Liebe.

Auf ihrem Wege zur Ewigkeit hatten sich diese beiden Wesen gefunden und sie verweilten noch einen Augenblick am Rande derselben.

Auf dem Klosterthurme der Carmeliter schlug es Sechs.

Gilbert kannte diesen Klang.

„Es ist die Vesperstunde!“ sagte er.

Sechstes Capitel.

Am Ziele.

Gilbert hatte all' den Einfluß, den er besaß, bei Robespierre angewandt, um Lady Elliott zu retten.

Aber Robespierre blieb unbeweglich. Es war ein Grund beleidigten Selbstgefühls gegen Lady Elliott dabei im Spiele. Er glaubte sich persönlich von ihr verletzt. Er hatte den Schritt, den sie zu Gunsten Orleans' unternommen, mit den Vorgängen in Verbindung gebracht, deren Zeugin sie in seiner Wohnung gewesen. Er haßte sie. Er wollte sie verderben.

„Wir dürfen mit den Verräthern nicht pactiren!" war der unveränderliche Bescheid, den er den Vorstellungen Gilbert's entgegensetzte.

„Ich bat Dich nicht um das Leben Orleans'," hatte Gilbert gesagt, „aber ich bitte Dich um das Leben dieser Frau, welche ungerecht verdammt werden wird."

„Das Revolutions-Tribunal irrt sich niemals!" erwiderte Robespierre.

„Dieser Frau, die ich liebe —" sagte Gilbert.

„Um so schlimmer," war die Antwort Robespierre's,

„wir werden dann künftig auch Dich unter die Zahl der Verdächtigen rechnen müssen!“

Dies Wort erschreckte Gilbert. Je fester er entschlossen war, Lady Elliott zu befreien, um so mehr galt es nun, jeden Schein dieser Absicht von sich zu entfernen.

In seinem Herzen war bereits die Empörung gegen die Tyrannei Robespierre's; aber um so eifriger widmete er sich scheinbar dem Dienste desselben.

Und in der That gelang ihm die Täuschung; er erhielt den Auftrag, nach Havre de Grace zu reisen, um dort als Commissär der Republik ein Convoi von französischen Truppen entgegenzunehmen, Kriegsgefangene der coalirten Armee, welche ihre Gefangenen zu Lande zurückerhielt, während die Soldaten der Republik in einem französischen Hafen an's Land gesetzt werden sollten. Der Transport geschah auf einem Kriegsschiff der Engländer, welche damals unter Anführung des Herzogs von York schon bis Ostende vorgerückt waren und der festgesetzte Ort der Auswechslung war Havre, wo Gilbert daher an dem bestimmten Tage einzutreffen hatte. Die Vollmachten waren bereits in seiner Hand und heute Abends sollte er abreisen.

Diese Gelegenheit benützte Gilbert, um sein Vorhaben auszuführen.

Mary Robinson war seine treue und verschwiegene Verbündete. Lady Elliott hätte nicht erfahren dürfen, daß sie dem Leben einer Andern das eigene verdanken solle, sie würde um diesen Preis es nicht angenommen haben. Aber man hatte Mittel genug, sie darüber in

Ungewißheit zu erhalten, bis das Geschehene nicht mehr ungeschehen zu machen war.

Aber an Gilbert's Seele nagte fort und fort dieser Gedanke. Die verworrensten und auch die unmöglichsten Pläne jagten fortwährend durch sein Hirn. In dem Zustande der Empörung, in welchem er sich jetzt befand, würde kein Mittel der Ausführung für ihn zu schrecklich gewesen sein. Er würde sich vor einem wirklichen Verbrechen nicht gescheut haben, um das andere Verbrechen, den Tod Lady Elliott's, abzuwenden, das heißt, für sich, für seine eigene Verantwortung, für seine eigene That.

Aber eine Andere dafür hinzuopfern — diesen Gedanken, den er in einem Moment der Verwirrung und Unentschlossenheit zugegeben hatte, den mußte er verwerfen, nachdem er ihn mit ruhigem Blut wieder überdachte.

Da fiel ihm, fast im allerletzten Moment, jener Paß wieder ein, den einst Robespierre für Lady Elliott ausgestellt, und der ihm, in der Nacht nach ihrer Verhaftung, mit ihren übrigen Papieren in die Hände gekommen war.

Er suchte ihn hervor, er nahm ihn — und wirklich — er hatte damals, in jener Nacht nicht geträumt — es war keine Täuschung gewesen: das Datum dieses Passes war nicht ausgefüllt.

Aber das war nur seine erste Empfindung, die zweite war das drückende Bewußtsein, daß er eine Fälschung begehen müsse, um dieses Mittel gebrauchen zu können.

Doch nur einen Augenblick schwankte er. Die Fälschung — das war seine That, nur er war dafür

verantwortlich, kein Anderer — es war sein Opfer, und dies zu bringen, besann er sich nicht.

Er tunkte die Feder ein und es war geschehen.

Bis zur Entdeckung des Betruges war er sicher. Und dann? Dann war sie gerettet.

Also nun galt es, rasch zu handeln.

Gilbert erstickte die Fragen eher, welche die Geliebte an ihn richtete, als daß er sie beantwortet hätte.

Er sagte: „Du mußt mir glauben!"

„Ich glaube Dir!" erwiderte sie, indem sie, noch an seiner Brust ruhend, zu ihm emporsah.

„Es ist Alles vorbereitet, ein Wagen erwartet Dich in einer von den angrenzenden Straßen, mit einbrechender Dunkelheit wirst Du Paris verlassen, an einem verabredeten Orte außerhalb der Stadt werden wir uns in der Nacht treffen."

„Du verläßt mich noch einmal?" fragte sie ängstlich flehend.

„Wir werden uns bald wiedersehen," antwortete Gilbert, sie beruhigend.

„Und dann wirst Du mich niemals wieder verlassen? Du wirst mit mir ziehen? Du wirst mich begleiten? Du wirst mit mir vereint und wir werden glücklich sein?"

„Wer kann in die Zukunft sehen?" sagte Gilbert. Er sprach mit gedämpfter Stimme, als ob er besorge, daß man sie belauschen könne. Es war etwas Aengstliches, Gedrücktes in seinem Wesen, was Grace früher niemals an ihm beobachtet hatte. In ihrer Vorstellung lebte er nur noch, wie sie ihn zuletzt gesehen, in dem Momente des Geständnisses, in der Glorie seiner Liebe. Aber der letzte Strahl derselben schien entschwunden. Sein

Gesicht hatte etwas Lauerndes angenommen, sein Kopf war vorgebeugt. Er glich nicht mehr dem Genius der Freiheit und dem Apostel des neuen Evangeliums; es war, als ob der Priester von ehedem in ihm erwacht sei, der Mönch.

„Und Mary Robinson?" fragte Grace.

„Es ist wahr," sagte Gilbert. „Wir bedürfen ihrer hier nicht länger . . . auch sie wird frei sein . . ."

„Was sagtest Du?" rief Lady Elliott erschreckt.

„Ich werde mit ihr reden," sagte Gilbert und ließ Mary Robinson mit dem Knaben eintreten. Es war keine Veränderung in seiner Stimme, seinem Gesicht oder seinen Bewegungen. Jedes seiner Worte war ehern, wie diejenigen der Vorsehung, wenn ihre Worte dem Ohre vernehmlich sein würden.

„Du kannst mit Deiner Freundin diese Zelle verlassen," sagte Gilbert, „und Du kannst mit ihr Paris verlassen."

„Und wer wird hier bleiben? . . ." fragte Mary Robinson ängstlich . . . ihren ersten Blick auf den Knaben werfend.

„Niemand," sagte Gilbert.

Da ward Mary Robinson stumm. Ihr Gesicht ward blaß, ihre Gestalt zitterte, sie gerieth in ein Schwanken, sie taumelte, sie tastete mit der Hand um sich, als ob es dunkel sei, sie erreichte das Haupt des Knaben, sie stützte sich darauf . . .

„Was bedeutet dies Alles?" rief nun Lady Elliott, welche plötzlich zu ahnen begann.

„Es ist nichts," sagte Gilbert.

„Es ist die Gnade Gottes!" sagte Mary Robinson.

Dies waren ihre ersten Worte wieder. Alsdann schwieg sie und ihre Augen hafteten immer an dem Knaben. Es waren die Blicke der Seligkeit.

Gilbert trieb zur Eile.

Er nannte die Straße, nach welcher Mary Robinson mit dem Knaben sich begeben solle. Die Straße war nicht weit von diesem Gefängniß, an einer der westlichen Barrièren von Paris.

„Auf Wiedersehen!“ rief sie.

Dann entfernte sie sich.

Die letzte Sonne schwand aus der Zelle, nur die blaue Dämmerung war noch darin, blau und rosig.

„Es ist Zeit!“ sagte Gilbert.

Grace kniete nieder und betete.

„Komm!“ rief Gilbert.

„Dein Wille geschehe, im Himmel, also auch auf Erden —“ betete Grace.

„Komm, komm!“ rief Gilbert.

„Amen!“ sagte Grace und erhob sich.

Gilbert band die tricolore Schärpe fester, es steckten zwei Pistolen darin. Er setzte den Hut auf und die Federn der Republik wallten um sein Haupt.

Er reichte Lady Elliott den Arm.

Auf den langen Corridoren brannten schon die Lampen.

Am ersten Guichet hielt er an. Hier saßen die Concierge des Gefängnisses, Porte-Clefs, Gendarmen.

Er präsentirte das Blatt mit dem Namen Robespierre's. Sie sahen nach dem Datum: Alles war in Ordnung.

„Es ist gut, Bürger-Repräsentant!“ sagte der wachthabende Gendarm. „Oeffnet das Guichet!“

Durch eine niedrige Thür im Eisengitter traten die Beiden in den zweiten Gang und kamen an das zweite Guichet, dann an das dritte und in den äußern Hof, welcher auf die Straße führte. Schon schlug der Lärm der Straße, das Brausen der Stadt an ihr Ohr.

Im Hofe war ein Piquet Nationalgarden.

„Guten Abend, guten Abend,“ sagten sie von allen Seiten. Am Gitterthor stand der wachthabende Corporal und schmauchte behaglich sein Pfeifchen. Es war Marcel, der Corporal, und er erkannte Lady Elliott, als sie vorüberging am Arme Gilbert's.

„Corbleu!“ rief er, „es freut mich, daß diese Dame das Gefängniß auf eine so anständige Weise verläßt. Mein Seel'! 's würde mich auch gegrämt haben sie in Sanson's Equipage zu sehen ... Schon gut, schon gut, Bürger-Repräsentant!“ sagte er, einen Blick auf das Blatt in Gilbert's Hand werfend — dann, sich an Lady Elliott wendend, „schöne Dame, Bürgerin, das Thor steht zu Ihrer Verfügung —“ und dabei machte er die Honneurs, wie ein guter Wirth, der seine Gäste entläßt ... „der Corporal Marcel wünscht Ihnen von Herzen glückliche Reise!“

„Der Corporal Marcel bleibt doch immer der galante Mann,“ sagte sein Freund Guillaume, der Sergeant, lachend.

„Warum auch nicht, Sergeant?“ erwiderte Marcel. „Bin ich gleich schon ein Soldat der Republik, so will ich darum doch nicht aufhören, ein Franzose zu sein, was

das betrifft. Aber's Pfeifchen ist mir dabei ausgegangen ... Sergeant, gib mir Feuer!"

Und das Gefängnißthor schloß sich wieder und Gilbert und Grace waren in Freiheit.

Freiheit, Freiheit! Göttliches Gefühl, das der Kranke empfindet, wenn er sein Lager verläßt, und der Gefangene, wenn er zum erstenmal sich wieder unter die Menschen mischt und ihre gewohnten Wege geht — warum kannst du nur für einen Augenblick, und nicht durch's ganze Leben dauern? Schöner Augenblick des Rausches! Du bist zu göttlich für diese Welt; du bist die Verheißung, welcher die Menschheit von Jahrtausend zu Jahrtausend nachpilgert — dein Name ist auf das Banner geschrieben, welches die Helden und die Märtyrer ihr voraustragen — du deutest in das unentdeckte Land und wir folgen dir! ...

Welch' eine milde Abendwärme war in den Straßen von Paris! Wie hoffnungsreich ringsumher schimmerten die Abendlichter und oben in dem leichtverschleierten Himmel erschienen die Sterne.

Der Reisewagen stand dicht am Thore. Gilbert's Gegenwart öffnete den Ausgang auch hier ohne Weiteres.

Eine rührende Abschiedsscene, denn Becky und Meister Drouet waren da.

So nehmen wir Abschied von Allem. Das Leben ist ein beständiges Abschiednehmen. Einer geht nach dem Andern, das Leben gewöhnt uns an die Verluste. Wie könnten wir zuletzt sonst vom Leben Abschied nehmen — wir armen Dulder, die wir einen Schmerz durch den andern, ein Uebel durch das andere stillen, und doch nicht

eher frei davon werden, als bis der Quell und Sitz aller Schmerzen, aller Uebel, das Leben selbst, gestopft ist.

Aber Becky weinte Freudenthränen.

„Es ist gekommen, wie ich gewünscht,“ sagte sie, „meine angebetete Lady ist wieder frei, ist wieder glücklich, und wenn ich an sie denke, brauch' ich mir keine Vorwürfe mehr zu machen. Grüß' Gott, mein theures Heimathland! Grüß' Gott das Meer und die Berge, die ich liebe, die Haiden und die Moore — und denket auch an mich zuweilen, meine süße Lady, und nun, Kutscher, in Gottes Namen, fahr' zu!“

Weinend riß sie sich von ihrer Herrin los, „und nun komm, Alter,“ sagte sie zu Meister Drouet, indem der Wagen fortrollte, „nun wollen wir in unsere Gasse zurück und wollen ein gut und fromm Leben mit einander führen und der heiligen Jungfrau und St. Andreas von Schottland danken für Alles, was sie Großes gethan ...“

Durch die einsame Nacht rollte der Wagen, welcher die drei Flüchtigen umschloß.

In einem Dörflein, eine Stunde von Paris, stieß Gilbert zu ihnen. Er war später und durch ein anderes Thor abgereist, mit den Depeschen und Vollmachten des Wohlfahrtsausschusses.

Es war Mitternacht.

Die Pferde wurden gewechselt. Lady Elliott stieg aus. Mary Robinson stieg nicht aus, denn der Knabe war eingeschlummert und lag mit dem Kopfe in ihrem Schoße.

Seliges Gefühl dieser beiden Frauen, welche beide wieder mit denen vereinigt waren, die sie liebten und

beide wieder lieben durften, nach einem langen düstern Zwischenraum.

Gilbert sprach immer in gedämpftem Tone.

„Grace,“ sagte er, „Du solltest Dich mäßigen, Du solltest bedenken, daß wir noch lange nicht außer aller Gefahr sind.“

„Wozu?“ rief Grace leuchtenden Auges, indem das Blitzen des Sternenhimmels hineinfiel. „Ich habe diesen Moment des äußersten Glückes erlebt. Er gehört mir. Wer könnte mir das noch rauben?“

Und weiter durch die stillen Dörfer ging die Fahrt.

Allmälig begann das Krähen der Hähne. Immer mehr wuchs die Entfernung zwischen den Fliehenden und Paris.

Es war eine wunderbar liebliche Nacht. Sie kamen durch weite schlafende Gefilde, wo das Korn wogte. Sie kamen durch dunkle Wälder, wo das Laub flüsterte. Sie hörten das Rieseln der Bäche, alle die zauberisch leisen Stimmen der schlummernden Natur.

Sie kamen durch kleine Städte. Die Läden waren noch überall geschlossen und kaum ein Mensch war auf den Straßen. Aber der Morgen begann zu grauen und sie sahen die Umrisse der Häuser.

Sie vernahmen die ersten Lerchen, die sich, wie schlaftrunken, aus den Furchen der Aecker und den unbeweglichen Getreidefluren hoben. Welch' ein Gesang, dieser Frühgesang der Lerchen, wenn sie, die einzigen Stimmen, jubelnd über der Welt schweben und im dämmernden Himmel den Morgen singen! Und der Geruch des Feldes wird stärker und die Luft athmet kräftiger. Ein leiser Schauer läuft durch alle Creatur. Der Tag bricht an,

das Morgenroth kommt, die Sonne geht auf und tausend Thau-Diamanten funkeln an Halm und Staude. Die Blumen mischen ihren süßen Geruch — süßer im Erwachen — mit der balsamischen Kühle des jungen Morgens, die Menschen verlassen ihr Lager, die Geschäfte des Tages beginnen, die Pfade beleben sich, auf der Landstraße begegnet ihnen hie und da ein Wägelchen, aus der Wiese schallt die Sichel, aus den Triften das Geläute der weidenden Heerden.

Sie sind vierundzwanzig Meilen von Paris und die Hälfte des Weges ist zurückgelegt.

Am Nachmittag schimmern die Thürme von Havre de Grace herauf. Keine Wälder, keine Hügel, keine blühenden Fluren mehr. Flachland, Sand, und ein frischeres Wehen der Luft. Große Wolken, goldgeballt, schweben an dem Horizont, welcher weiter geworden scheint. Das ist die Nähe des Meeres.

Gilbert ordnet seine Geschäfte, während er die Frauen und den Knaben im Hotel zurückläßt. Es ist gar nichts Verdächtiges in diesem Benehmen. Er stellt sich dem Hafen-Commandanten vor, er präsentirt seine Documente, er wird mit all' den Ehren und Auszeichnungen empfangen, die man dem Bevollmächtigten des Wohlfahrtsausschusses schuldig ist.

Gegen Abend kommt der Capitän des englischen Kriegsschiffes auf einem Boot mit Parlamentärflagge an's Land. In einem von den Zimmern des Forts, welches von hier aus das Meer beherrscht, werden die Ratificationen ausgewechselt, und das Ausschiffen der Gefangenen, welche mit Jubel die Küsten der Heimath begrüßen, beginnt.

Es kann vor Mitte der Nacht nicht beendet sein, es verzögert sich vielleicht bis Tagesanbruch.

Der Hafencommandant bewirthet den Repräsentanten der Republik und den Schiffscapitän in englischen Diensten, welcher für heute sein Gast ist, an derselben Tafel.

Die Sonne neigt zum Untergang. Groß und glühend steht ihr feuriger Ball auf dem zitternden Meeresspiegel.

Gilbert benützt einen Augenblick, wo er mit dem Capitän an der Mauerbrüstung allein steht, über welche sie hinab in den Hafen und nach den Schiffen sehen.

„Capitän,“ sagte er, „darf ich Euch vertrauen?“

„Was ist es?“ fragte der Capitän, stutzend.

„Mit dem letzten Boot von hier nehmt Ihr zwei Engländerinnen mit, welche ich dem Gefängnisse und der Guillotine entrissen habe . . .“

„Bürger-Repräsentant!“ ruft der Capitän, zum Tod erschrocken.

„Ihr seid ein Mann von Ehre!“ sagt Gilbert.

„So wahr mir Gott helfe!“

„Still . . . der Commandant!“

Der Hafen-Commandant unterhielt seine Gäste und lud sie auf's Neue zur Flasche, welche sie noch nicht lange verlassen hatten.

Es war wieder Abend geworden.

Der Capitän mußte bleiben, bis die Ausschiffung vollendet, rings an den Mastbäumen funkelten schon die rothen und die grünen Laternen, und dahinter, unveränderlich, war das Rauschen des Meeres.

Gilbert schützte Müdigkeit vor und ging in die Stadt zurück.

Als der andere Morgen zu dämmern begann, verließ er mit den beiden Frauen und dem Knaben das Hotel und sie wanderten dem Strande zu.

Mary Robinson führte den Knaben.

Hinter ihnen gingen Gilbert und Grace.

„Weißt Du noch, Gilbert," sagte sie, „wie Du mir einst gesagt: Am Ziele!?"

„Still, Grace! still, still!" — rief Gilbert.

„Warum?" fragte Grace.

„Wenn wir es erreichen, hast Du damals hinzugesetzt, Grace — wenn wir es erreichen!..."

„Es ist erreicht!" sagte Grace.

Vor ihnen, weit und groß, aber noch von Dämmerung verhüllt, lag das Meer.

Unter ihren Füßen knirschte der Sand schon.

Das Boot mit der weißen Flagge lag am Strande, die letzten Soldaten stiegen heraus — und tief im Meere, im Zwielicht des Morgens sah man das Kriegsschiff.

Man stieg hier von der letzten Erhöhung des Strandes ein paar Stufen hinab.

Der Capitän war da, wie er es Gilbert versprochen.

„Zuerst die Frauen in's Boot," sagte er, und an seiner Hand stiegen der Knabe und Mary Robinson voran, die Letzte war Lady Elliott. Sie hatte die Hand noch in derjenigen Gilbert's.

In dem Augenblicke wurde auf dem Fort eine Kanone gelöst.

„Was ist das?" rief Gilbert, indem sein Antlitz todtenblaß ward.

„Der Hafenschuß!" sagte der Capitän.

Aber in dem Augenblicke donnerte schon ein zweiter Schuß durch die Stille des Morgens. Eine Bombe schlug in's Meer.

„Um Gotteswillen!“ schrie der Capitän, „sie schießen mit Kugeln ...“

Gilbert blickte sich um. Sein Auge nahm einen finsteren, fast wilden Ausdruck von Schreck und Entschlossenheit an. Er hatte auf dem Hafendamme Waffen und Uniformen gesehen. Lady Elliott stand noch am Ufer. „Gilbert, ich lasse Dich nicht!“ rief sie. Er umschlang sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit; er drückte sie fest an sich, er küßte sie, Stirn, Augen, Lippen, mit solcher Gluth — dann riß er sich los, hob sie von der Erde, trug sie auf beiden Armen und stieß sie mit eiserner Gewalt in's Boot. Dies Alles war das Werk einer Secunde.

„Rettet euch! rettet euch ...“ rief er ...

„Verrath!“ rief der Capitän, „man beschießt meine Fregatte ...“

„Rettet euch, noch einmal!“ rief Gilbert ... und der Capitän stieg in das Boot.

Ein neuer Schuß dröhnte von den Wällen der Citadelle.

Und am Strande erschien ein Detachement von Soldaten der Republik ... Ein Commissär von Paris ging an ihrer Spitze.

„Im Namen des Convents,“ sagte er, indem er seine Hand auf Gilbert's Schultern drückte.

„Zu spät!“ rief dieser, und ein Pistolenschuß schmetterte durch die Luft. Gilbert brach zusammen — und sein letztes Wort war:

„Am Ziele!“

Er hatte gut getroffen, der Schuß war ihm mitten durch's Herz gegangen.

Das letzte Aufblitzen dieses Schusses hatte Lady Elliott noch gesehen ... das letzte Wort des Sterbenden hatte sie noch gehört ...

„Laßt mich zu ihm!“ schrie sie. Sie wollte sich in's Wasser stürzen. Man mußte sie mit großer Gewalt festhalten. Das Boot ruderte aus allen Kräften — es erreichte das Schiff, der Union-Jack wurde aufgesetzt, die Segel wurden gehißt und während die Kugeln des Forts wild über ihr dahinsausten, schoß die Fregatte wie ein Pfeil in's offene Meer.

Letztes Capitel.

Der Regenbogen.

Die englische Fregatte, von einem französischen Kriegsschiff verfolgt, mußte in dem Hafen von Ostende einlaufen.

Hier commandirte Tarleton.

Wer beschreibt das Wiedersehen zwischen ihm und Mary Robinson?

Er, der noble ritterliche Mann, der sie geliebt hatte, bevor sie gefallen, und der sie nachher noch liebte, als Alles sie verlassen, und der sie selber nur verließ, als er, von ihr beschuldigt um den Raub ihres Kindes zu wissen, nicht blos seine Liebe, sondern auch seine Ehre compromittirt sah: Tarleton empfing die Landende mit allen Zeichen des Respectes und des unverminderten Wohlwollens.

Er ließ sogar eine Yacht ausrüsten, um selber die beiden Damen nach England hinüberzuführen.

Das Schiff kam und auf dem Spiegel desselben glänzte in Goldschrift, wie ehedem, der Name „La Graziella“.

Der Prinz von Wales hatte dies Spielzeug vergan-

gener Zeiten seinem Bruder geschenkt und dieser hatte es zur Verfügung für Küstenfahrten gestellt.

Auf diesem Schiffe kehrte Lady Elliott nach England zurück.

Als sie bei Dover das Land betraten, da warf sich Mary Robinson nieder und küßte den Boden, dann erhob sie sich und umschlang unter heißen Thränen den Knaben und rief: „Mein George! Mein Kind!"

Sie hatte ihr Gelübde gehalten.

Aber Lady Elliott wandte sich um, gegen Osten, wo Frankreich lag. Es war um die Abendzeit und es hatte während des Tages leicht geregnet. Nun aber erschien die Küste von Frankreich weiß, wie Silber im Abendlichte, sie tauchte herauf aus dem Meer, gleich einer Mirage, und hoch darüber in den Wolken stand der Regenbogen.

„Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, soll man meinen Bogen sehen in den Wolken," flüsterte sie.

An dieser Küste blieb sie; hier mit dem Blick gegen Osten und Frankreich gerichtet, bewohnte sie noch lange eines der kleinen mit Epheu bekränzten Häuser, welche dem Wanderer, der hier vorübergeht, wie Bilder des Friedens erscheinen. Umsonst versuchte der Prinz von Wales sie aufs neue in die Stadt zu ziehen, sie lehnte jedes Anerbieten ab und weigerte sich, ihn wiederzusehen.

Mary Robinson fand ihr Asyl in einem hübschen Landhaus in Englefield Green, welches sie der Vermittlung Tarleton's verdankte. Die Theater-Directoren in London, als sie von ihrer wunderbaren Rückkehr vernahmen, überboten sich in den Anträgen, die sie ihr machten, wenn sie wieder auf die Bühne zurückkehren wolle. Aber

sie lehnte es ab. Sie wollte nichts mehr sein, als die liebende Mutter ihres Kindes, und hatte die Sympathie und Entschuldigung Aller. Sie begann, bald nach ihrer Heimkehr, zu kränkeln und starb nach einem langwierigen Leiden, kaum vierzig Jahre alt, in dem letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts. Auf dem Kirchhof von Alt-Windsor zeigt man noch heute das Grab von Perdita.

Ihr Sohn wurde in Woolwich zum Seemann erzogen und diente dann auf dem Admiralschiff Nelson's.

In der Seeschlacht von Abukir zeichnete er sich an der Seite des Helden so aus, daß er bei seiner Rückkehr nach England von König Georg III. zum Ritter geschlagen ward und dabei folgende Namen erhielt: „Sir George Charlemagne Robinson, Baronet", und die freie Zeit, so oft er außer Dienst war, theilte er treulich zwischen seiner Mutter und seiner mütterlichen Freundin. Er suchte auch seinen alten Freund, Pierre Lemaitre, den Orgelspieler, wieder auf in London und verschaffte diesem die Mittel, nach Frankreich zurückzukehren. „Ich kann nicht länger Waffen schmieden gegen mein eigenes Vaterland," sagte der alte Soldat, „ich will zu seinen Fahnen zurück, um aufs neue zu kämpfen für seinen Ruhm und gegen seine Feinde. Ich habe gehört von einem jungen General, welcher mit wunderbarer Bravour die Heere Frankreichs über die Alpen nach Italien geführt hat. Zu dem begeb' ich mich. Seine Name ist Bonaparte." — Pierre Lemaiter's Nichte Virginia war an einen französischen Emigranten verheirathet, welcher einen Tabakesladen in Leicester-Square etablirt und der, da es ihm wohl erging und er Frau und Kinder hatte, nicht daran dachte, nach Frankreich zurückzukehren.

Und die Revolution? ... Und Nicolas Truchon? ... Sie waren zusammen emporgestiegen, sie konnten auch nur zusammen untergehen. Sie überlebten Robespierre, den 9. Thermidor, den 11. Germinal und den Kartätschenschuß vom 5. October 95, das späte Echo jenes andern vom 14. Juli 89, welcher die Ketten der Bastillenbrücke zerrissen hatte. So lange es Terroristen gab, so lange auch war der große Nicolas da, und er entschwand erst mit dem letzten Aufzucken der Bewegung im Jahre 1797, wo er, in die Verschwörung des Grachus Babeuf verwickelt, von dem Gerichtshofe zur Strafe gezogen ward. Er ward zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurtheilt, während deren Verbüßung er starb, wie die Revolution selber, in Eisen!

Lady Elliott erlebte den Abschluß des Friedens von Amiens, welcher ihr wieder den Weg nach Frankreich öffnete. Sie kehrte dahin zurück: eine heilige Pflicht rief sie nach Havre. Nach der Erfüllung derselben lebte sie noch einige Jahre in ländlicher Abgeschiedenheit; ein stiller, seliger Abendfriede breitete sich immer mehr um sie aus, und als sie starb, da stand Diejenige an ihrem Bette, welche einst auch an ihrer Wiege gestanden hatte: Becky. Der letzte Wunsch ihrer Herrin war gewesen, die ewige Ruhe neben dem Grabe auf dem Montmartre zu finden, welches sie Beide so wol kannten. Dort grünt nun seit mehr als einem halben Jahrhundert der Rasen, und auf dem Stein, der ihr Grab bezeichnet, steht Nichts, als dieses Wort: „Grace, Gnade." — Das Grab nebenan ist älter. Ein wilder Rosenstrauch, so oft der Juni kommt, breitet seine Blüthen darüber. Eine Marmortafel bedeckt den Hügel, und unter dem Epheu

und Immergrün, welches sie ganz umrankt, liest man die Worte: „Er starb in der Schreckenszeit, aber er lebt in dem Herzen Derjenigen, welche ihm dieses Grab bereitet, nachdem er neun Jahre lang im Sand am Meere verscharrt gewesen, und welche ihn über diesem Grabe wiederzufinden hofft.“ Am obern Ende des Steines, im Sommer von Rosenlicht umschimmert, im Herbst von Rosenblättern bedeckt, liest man den Namen: „Gilbert Lahaye.“

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Rodenberg, Julius,

Die neue Sündfluth ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

Bd.: 4. Band

Berlin 1865